

Holzarbeiterzeitung

Organ des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes

Erscheint wöchentlich am Sonnabend. Bezugspreis 50 Pf. im Monat. Inserate nach Tarif. Arbeitsvermittlungen 50 Pf., Verbandsanzeigen 30 Pf. die sechsgespaltene Millimeterzelle. Redaktion und Expedition: Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2. Fernruf F7 (Jannowitz) 6246.

Nr. 14

Berlin, den 2. April 1932

40. Jahrgang

Ein Zwischenspiel

Bei der Reichspräsidentenwahl haben die Nationalsozialisten va banque gespielt — und sie haben verloren. Sie haben ihren größten Einsatz auf den Tisch geworfen, den sie hatten, die Person Adolf Hitlers. Eine Steigerung für den zweiten Wahlgang ist nicht möglich.

Man kann nicht sagen, die Leitung des Braunen Hauses hätte die Unmöglichkeit einer Steigerung nicht bedacht. Sie hat vielmehr, wie alle Vabanquespieler, überhaupt nicht mit dem Verlust der Partie, sondern nur mit dem sicheren Gewinn gerechnet. „Wir würfeln um Sein oder Nichtsein“, hatte Goebbels ausgerufen, und hysterisch hatte man sich vor der Schlacht in einen wilden Siegesrausch gesteigert. „Hitler wird Reichspräsident“ — „Der neue Reichspräsident heißt Hitler“ — „Es hilft euch alles nichts, Hitler wird Reichspräsident“, so lauteten die Schlagzeilen der Naziblätter, die Themen ihrer Versammlungen, die Überschriften und Endzeilen der Flugblätter.

Aber die Pläne gingen sehr viel weiter als auf die Erreichung einer hohen Stimmenzahl für Hitler. Wäre Hitler als Sieger oder doch als höchster Stimmenträger aus der Wahl hervorgegangen, so hätte ohne Zweifel noch in der Nacht vom 13. zum 14. März der Versuch der Nazis eingesetzt, sich des Staatsapparates zu bemächtigen. Das war Sinn und Zweck der Zusammenziehungen der SA. Durch scharfes Zupacken hat der preußische Innenminister Severing wenige Tage später diese Pläne ans Licht gebracht. Man kann aber nicht sagen, daß die preußische Wachsamkeit erst post festum eingesetzt hätte. Bereits am 9. März, also vier Tage vor der Wahl, wurde innerhalb der Berliner Schutzpolizei ein Komplott aufgedeckt, in das der Polizeileutnant Lange und der Polizeiwachtmeister Schulz-Briesen verwickelt waren. Der Oberreichsanwalt hat jetzt gegen beide die Eröffnung des Verfahrens wegen Vorbereitung zum Hochverrat beantragt. Es handelt sich darum, daß Lange und Schulz sich genaue Pläne der jeweiligen Polizeiunterkünfte, Munitions- und Waffenlager, der Fernsprech- und Alarmanlagen zu verschaffen suchten, um sie einer Stelle der Nationalsozialistischen Partei auszuhändigen. Dieser Tatbestand steht fest und ist eindeutig.

Durch die umfangreiche Polizeiaktion Severings sind nun zahlreiche weitere Beweise des beabsichtigten Hochverrats zutage gefördert worden. Wenn auch aus guten Gründen das Innenministerium sein Material einstweilen noch nicht der Öffentlichkeit preisgibt, so zeigen doch die bereits bekanntgewordenen Einzelheiten, daß es sich keineswegs nur um einen harmlosen Appell in der Wahlnacht gehandelt hat, um Ausschreitungen oder Unbedachtsamkeiten einzelner SA.-Leute zu verhindern. Dazu braucht man sich nicht wochenlanges Verpflegung zu sichern, dazu braucht man sich nicht die Waffen der Landesverteidigung anzueignen, wie das beabsichtigt war, dazu braucht man keine Zernierung von Groß-Berlin und anderen Großstädten, dazu braucht man keinen Autorelaisdienst zwischen Berlin und München, dazu braucht man keine genauen Anweisungen über die Mitnahme der Kassen, Beseitigung der Akten, Besetzung der Fernsprechstellen, Zusammenstellung von Transportkommandos usw. usw.

Die Taktik der überrumpelten Putschisten und Verschwörer war die übliche: Man griff zu Legalitätsschwüren, es hagelte große und kleine Ehrenworte. Diese Legalitätsschwüre dürften von Rechts wegen nur noch ein Thema für Witzblätter sein. Seitdem Hitler im Münchener Hochverratsprozeß zugegeben hat, sein gegen Kahr verpfändetes Ehrenwort gebrochen zu haben, seitdem Gregor Strasser im Reichstag einen ähnlichen Ehrenwortbruch mit den Worten verteidigt hat: „Diesem System werde ich noch hundert- und tausendmal mein Ehrenwort brechen!“ — seitdem haben die Herrschaften wirklich jeden Anspruch darauf verwirkt, mit irgendeiner Beteuerung noch Glauben zu finden.

Aber es gibt, zwar nicht in Preußen, wohl aber im Reich ein Stelle, wo solche Beteuerungen ein williges Ohr finden: das ist das Reichswehrministerium. Man kann sich dort von einer gewissen Verliebtheit in die Hitler-Scharen nicht frei machen — Verliebtheit nicht etwa im Röhmschen Sinne. Nein, es handelt sich um eine Art militärische Berufssympathie, die immer wieder beschönigend hervorhebt, es stecke doch wunderbares Menschenmaterial in den braunen Horden, die Disziplin sei anerkennenswert, und

man dürfe diese vaterländischen Kräfte, die bei irgendwelchen feindlichen Angriffen für die Landesverteidigung wertvoll sein könnten, nicht zurückstoßen.

Diese Betrachtungsweise ist rein militärisch gesehen schon sehr schief. Sie übersieht den wirklichen Charakter der SA., die im wesentlichen eine Söldnerarmee aus Arbeitslosen darstellt, die durch allerhand kleine Vorteile zu Hitler gelockt worden sind. Was die innere Einstellung dieser SA. anbelangt, so müßte gerade dem Reichswehrministerium zu denken geben, daß in Breslau, Berlin und anderen Großstädten gut ein Drittel der SA. aus ehemaligen Kommunisten, zumeist Mitgliedern des aufgelösten Rotfrontkämpferbundes, besteht! Daß sie überdies der Sammelplatz für allerhand rauhflustiges und gewalttätiges Gesindel, für Lumpenproletariat im wahren Sinne ist, dürfte den moralischen Wert der Truppe auch nicht steigern.

Trotz alledem fällt man im Reichswehrministerium auf das nationalistische Pathos dieser Leute herein, wie das auch bei einem großen Teil des politisch ungeschulten Bürgertums der Fall ist. Hier haben die ertappten Nazis ihre erste Deckung gegen Preußen gesucht, und da ja zwischen dem Reichswehr- und dem Reichsinnenministerium Personalunion besteht, so haben sie die Deckungslinie gleich verlängert.

Herr Groener als Reichsinnen- und Reichswehrminister hat schon mehrfach das Bild eines innerlich unsicheren Mannes gezeigt. In recht achtbaren Rundfunkreden wirbt Herr Groener um Gefolgschaft. Aber wie soll man ihm folgen, wenn niemand klug daraus wird, was er will, wenn man schließlich zweifeln muß, ob Herr Groener es selbst weiß. Als Reichsinnenminister hat Groener manches Gute und Vernünftige getan. Er hat mehr als einmal den Despoten von Klaggestan in seine Schranken gewiesen. Das erkennen wir an.

Aber den Eindruck dieser Handlungen hat Groener als Reichswehrminister ausgelöscht durch den Reichswehrerlaß, der den Nazis grundsätzlich den Eintritt in die Reichswehr öffnet. Auch seine späteren einschränkenden Kommentare haben an dem ungünstigen Gesamteindruck nichts Wesentliches ändern können. Und nun wiederum hat Groener den Nazis bestätigt, daß sie ihm die Zusammenziehung ihrer Sturmtruppen in der Wahlnacht gemeldet hätten. Er habe dagegen keine Bedenken gehabt. Warum er allerdings

den Länderministern von dieser Zusammenziehung nichts mitgeteilt hat, hat Groener nicht gesagt.

Hierdurch kühn geworden, haben sich die Nazihäuptlinge Göring und Frank II bei Groener angemeldet, der sie auch sofort zur Audienz empfangen hat. Über den Inhalt dieser Audienz haben dann Frank und Göring eine Meldung veröffentlicht, die man auf Grund des sofort erlassenen Dementis Groeners als glatte Unwahrheit zu bezeichnen hätte. Daß die Nazihäuptlinge aber diese Irreführung der Öffentlichkeit riskierten, bleibt ein merkwürdiges Symptom.

Es bleibt merkwürdig, weil Groener zwar bestimmt in Abrede stellt, etwas gegen die preußische Polizeiaktion gesagt zu haben, auf der anderen Seite aber bisher auch noch kein Wort für sie und für ihre Notwendigkeit gefunden hat. Da Preußen auf der anderen Seite auf das Bestimmteste erklärt, daß das gefundene Material die Aktion vollkommen rechtfertige, so bleibt nur die Vermutung übrig, daß das gefundene Material vielleicht zu gut, zu ausführlich ist. Es könnte schon sein, daß auch andere Leute als gerade nur ein geschriebenes Mitglieder der Nationalsozialistischen Partei in die Angelegenheit verwickelt sind. Das darf kein Anlaß sein, mit der restlosen Bereinigung dieser Angelegenheit zurückzuhalten.

Es gibt auch hier wieder Stimmen, die aus den bekannten „nationalen Belangen“ heraus eine allzu breite Aufrollung der Affäre vor der Öffentlichkeit vermeiden wollen. Sie sollten die Spuren der Schwarzen Reichswehrschrecken. Schließlich gehört es auch und in erster Linie zu den nationalen Belangen, daß der inneren Unsicherheit und der dauernden Putschgefahr, die unseren Kredit im In- und Ausland untergräbt, ein Ende bereitet wird. Daher bedarf der jetzige Zustand dringend der Bereinigung, wenn nicht vor der Präsidentschaftswahl, so doch sicher vor der Wahl zum Preußischen Landtag. Oder soll etwa die Preußenregierung, aus falscher Schonung gegen die SA., in den Wahlkampf gehen, belastet mit dem gänzlich ungerechtfertigten Verdacht, ihre Aktion ohne zwingenden Grund vorgenommen zu haben? Das kann niemand von ihr verlangen, auch wenn er noch so viel Rücksicht auf nationale Belange bei ihr voraussetzt. Es gibt nur eine Lösung, auch für Herrn Groener: Heraus mit der Wahrheit über die SA! *Erich Kauter.*

Am Sonntag, dem 10. April, erfolgt die endgültige Wahl des Reichspräsidenten. Es bleibt bei der alten Parole:

Schlagt Hitler! Wählt Hindenburg!

Schwarzarbeit

Schwarzarbeit ist eines der neuen Mode- worte, die viel gebraucht werden, ohne daß man sich Mühe gibt, die Bedeutung des Wortes klar zu umschreiben. Man versteht unter Schwarzarbeit die Ausführung gewerblicher Arbeiten, die ohne Zwischenschaltung eines Unternehmers dem Ausführer direkt übertragen wurden. Die Erscheinung ist nicht neu. Es ist auch früher mitunter vorgekommen, daß ein Arbeiter nach Feierabend noch eine Arbeit auf eigene Rechnung ausführt.

Die Unternehmer, vornehmlich die Handwerksmeister, fühlen sich durch solche „Pfuscharbeit“ geschädigt. Dieser Ausdruck, der für solche Nebenarbeit meist gebraucht wurde, ist doppelsinnig. Er wird nicht nur für eine handwerklich schlechte, für eine „verpfuschte“ Arbeit angewendet, sondern auch für eine an sich einwandfreie Arbeit, die von einem Unberechtigten ausgeführt, nebenbei „gepfuscht“ wurde. Es darf beiläufig erinnert werden, daß in der Zukunft nur der zünftige Meister mit seinen Gesellen die in sein Fach einschlagenden Gegenstände, deren Kreis behördlich umgrenzt war, herstellen durfte. Wer nicht zur Zunft gehörte und doch gleichartige Gegenstände herzustellen wagte, war ein Böhse oder ein „Pfuscher“.

Diese „Pfuscharbeit“ im Sinne eines Auftrages, den ein Arbeiter direkt übernimmt, um ihn auf eigene Rechnung nach Feierabend auszuführen, kommt heute wohl nur noch sehr selten vor. Viel häufiger ist es dagegen, daß Arbeitslose Aufträge übernehmen und sie für einen Preis ausführen, der oft weit unter dem Preis liegt, den der selbständige Unternehmer für die gleiche Arbeit fordern muß. Der bei solcher „Schwarzarbeit“ erzielte Verdienst wird auf die Arbeitslosenunterstützung angerechnet, das heißt, wenn er entsprechend den geltenden Vorschriften angezeigt wird. Unterbleibt die Anzeige, was trotz der Strafdrohungen nicht selten vorkommen soll, dann ist der Verdienst aus der Schwarzarbeit ein willkommenes Zuschuß zu der kümmerlichen und unzureichenden Unterstützung.

Die Gewerkschaften haben die Schwarzarbeit, um bei diesem Ausdruck zu bleiben, von jeher bekämpft, und zwar aus grundsätzlichen Erwägungen. Sie erstreben eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeit. Diese Bestrebungen wurden durchkreuzt, wenn einzelne nach der langen Arbeitszeit im Betrieb, nach Feierabend noch einige Stunden zu Hause krauterten. Dem Kampf um die Steigerung des Lohnes war es nicht förderlich, wenn sich einzelne noch durch berufliche Nebenarbeit einen Sonderverdienst verschafften. Diese Schwarzarbeiter hatten auch meist für die Gewerkschaftsbestrebungen nur geringes Interesse.

Bei dieser Einstellung, zu der sich auch unser Verband bekennt, bestand kein Grund, die Verpflichtung zur gemeinsamen Bekämpfung der Schwarzarbeit auch im Tarifvertrag anzuerkennen. Bereits im Reichsmantelvertrag für das deutsche Holzgewerbe vom Jahre 1921 ist diese gegenseitige Verpflichtung der Vertragsparteien ausgesprochen, und sie ist später auch in den Mantelvertrag vom 5. Juni 1929 übergegangen. Hier lautet der § 64: „Beide Parteien verpflichten sich, dem Mißstand der gewerkschaftlichen Nebenarbeit entgegenzutreten und sich dabei mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, auch durch Namhaftmachung der einzelnen Fälle, zu unterstützen.“ Nach dem Ablauf des Mantelvertrages ist dessen Inhalt und somit auch diese Bestimmung in die Bezirkstarifverträge für das Holzgewerbe übergegangen. Und die Wirkung dieser Bestimmung? In den mehr als zehn Jahren, seitdem sie gilt, ist nicht ein Fall bekanntgeworden, in welchem sich Unternehmer an unseren Verband gewendet hätten, um ihn die Leistung von Schwarzarbeit namhaft zu machen.

Darum soll nicht etwa gesagt sein, daß im Holzgewerbe Schwarzarbeit nicht vorkäme. Aber die Unternehmer versprechen sich offenbar mehr Erfolg, wenn sie in der Öffentlichkeit Klatschreden inszenieren über die Schädigung durch Schwarzarbeit, als wenn sie sich an den Vertragspartner wenden, um das Übel gemeinsam zu bekämpfen.

Daß die Handwerksmeister, insbesondere auch die Tischlermeister, die Schwarzarbeit in dieser Notzeit als schwere Schädigung

empfinden, ist verständlich. Sie müssen bei der realen Kalkulation eines Auftrages die Gewerbesteuer, die sozialen Abgaben, Werkstattmiete und so manche sonstigen Geschäftskosten in Rechnung stellen, die für den Schwarzarbeiter nicht in Betracht kommen. Danach fragt der Auftraggeber nicht, er gibt den Auftrag dem Schwarzarbeiter, weil er billiger ist. Was in normalen Zeitläuften von untergeordneter Bedeutung ist, wird bei der Massenarbeitslosigkeit für manchen Handwerksmeister eine Lebensfrage. Daher kommt es auch, daß die öffentlichen Gewalten der Frage größeres Interesse entgegenbringen.

Der Reichswirtschaftsrat hat die Schwarzarbeit zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht. Näheres ist über die Pläne, die dort verfolgt werden, noch nicht bekanntgeworden. Die Gewerkschaftsvertreter im Reichswirtschaftsrat haben, soweit weiß man, ihre Bereitschaft zur Bekämpfung der Schwarzarbeit ausgesprochen, aber auch erklärt, daß sie sich von einer tarifvertraglichen Regelung mehr Erfolg versprechen als von einem weitgehenden gesetzlichen Zwang. Wie sich die Vertreter des Handwerks zu dieser Auffassung stellen, ist nicht bekannt; in der Praxis kann man aber oft beobachten, daß gerade die Handwerker, die sich am meisten von der Schwarzarbeit geschädigt fühlen, der tariflichen Regelung der Arbeitsbedingungen die stärkste Abneigung entgegenbringen.

Das ist ein Ausdruck zünftlerischer Kurzsichtigkeit, der man gerade unter den Tischlermeistern so oft begegnet. Um dem wirtschaftlichen Tod zu entgehen, wird jeder Strohhalm als Rettungsanker benutzt. Um die wenigen Arbeitsmöglichkeiten entspinnt sich ein Wettkampf zwischen den Interessenten; jeder will der billigste sein und den Auftrag erhaschen. Da werden die Löhne immer tiefer gedrückt. Man will doch konkurrenzieren, und da kann man sich an keinen Tarifvertrag binden, der den Konkurrenzkampf auf Kosten des Arbeitslohnes ausschaltet. Hier liegt der Grund für die grundsätzliche Tarifeindenschaft, die man jetzt so häufig bei den Tischlerinnungen und ihren Verbänden findet.

Die Sucht, zu retten, was noch zu retten ist, verführt manche Tischlermeister dazu, die Schwarzarbeit, die sie bekämpfen wollen, geradezu zu fördern. Da veröffentlichte „Das Deutsche Holzgewerbe“ kürzlich die Zuschrift eines Lesers, der auf die ständigen Inserate in einigen Berliner Tageszeitungen hinweist, in welchen Arbeitsplätze in Tischlereien mit Maschinenbenutzung, Furniergelegenheit usw. zum Vermieten angeboten werden. Die Inserenten sind Tischlermeister, deren Bude leersteht und die aus der Vermietung der Bänke und Maschinen an Schwarzarbeiter noch etwas herauszuschlagen möchten. Diese Inserate lassen gleichermaßen auf den großen Umfang der Schwarzarbeit wie auf die Kurzsichtigkeit der Tischlermeister schließen.

Wir sind grundsätzliche Gegner der Schwarzarbeit, müssen aber gestehen, daß wir uns nicht gerade für die Bekämpfung des Übels begeistern können, solange diejenigen, die über die Konkurrenz

durch Schwarzarbeit klagen, diese durch ihr Verhalten geradezu fördern. Der Arbeiter, der Schwarzarbeit übernimmt, bekundet damit seinen Arbeitswillen, der an sich Anerkennung verdient. Wie kann man ihm zumuten, auf die Verbesserung seines Einkommens zu verzichten, wenn er sieht, wie sich die Unternehmer gegenseitig niederkonkurrieren, wie sie um die Wette die Löhne drücken, um den Auftrag zu erhaschen.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn die Unternehmer selbst den guten Willen bekunden, Ordnung im Gewerbe zu schaffen, wenn sie Tarifverträge abschließen und innehalten, um zum mindesten die gegenseitige Unterbietung auf Kosten des Arbeitslohnes auszuschalten. Wo und soweit das nicht geschieht, besteht auch für uns kein Anlaß, uns im Kampfe gegen die Schwarzarbeit zu stark zu engagieren.

Kreuger und Eastman

Die Presse hat fast gleichzeitig die Nachricht vom Selbstmord des Schweden Ivar Kreuger und des Amerikaners Eastman gebracht. Der Name Kreuger ist untrennlich mit dem internationalen Zündholzkonkern verbunden, während Eastman der Erfinder des billigen Kodakapparates ist, der das Photographieren erst zu einem volkstümlichen Sport gemacht hat. Beide Industriekönige gehörten zu den reichsten Menschen des Erdballs, beide haben ihren Reichtum aus dem Nichts geschaffen, beide haben eine weltumspannende Tätigkeit entfaltet. Und doch besteht zwischen Kreuger und Eastman ein gewaltiger Unterschied.

Eastman ist sein ganzes Leben lang ein harmonischer Mensch gewesen, er hat stets dasselbe Ziel verfolgt — das Photographieren leicht und billig zu machen. Jahrzehntlang hat Eastman an diesem einen Ziel gearbeitet, mit erstaunlicher Zähigkeit zuerst die Technik des photographischen Apparates und dann des Zelloidfilms studiert und verbessert. Diese neue Technik des Photographierens wird allmählich kaufmännisch verwertet, ein Riesenkonzern internationalen Ausmaßes systematisch ausgebaut. Um sich an die verschiedenen nationalen Bedürfnisse besser anzupassen und teilweise wohl auch, um die hohen Zollschränken zu überspringen, werden in der ganzen Welt, in London und Berlin, Paris und Budapest, in Kanada und in Stuttgart, Kodak-Werke errichtet. Die Entwicklung des Kodak-Konzerns hat viel Ähnlichkeit mit dem Wachstum eines anderen, viel berühmteren, gleichfalls amerikanischen Konzerns, des Ford-Konzerns. Beide Konzerne haben den gewaltigen amerikanischen Absatzmarkt zum Ausgangspunkt und wachsen dann auf dieser breiten Grundlage langsam, aber stetig in die Höhe.

Einen gänzlich verschiedenen Entwicklungsgang hat der Kreuger-Konzern genommen. Von einer stetigen und harmonischen Entwicklung kann hier keine Rede sein. Im Jahre 1913 beginnt Ivar Kreuger sein Interesse der Zündholzindustrie zuzuwenden, erst während des Weltkrieges gelingt es ihm, in Schweden selbst die Herrschaft in der Zündholzindu-

trie an sich zu reißen. Aber der schwedische Markt wird Kreuger sehr bald zu eng, wie überhaupt die Zündholzindustrie ihm bloß als ein Sprungbrett gedient hat, um internationale Finanzierungs-geschäfte allergrößten Maßstabes durchzuführen. Nach dem Kriege war der Finanzbedarf, insbesondere bei den neuen Staaten, ganz außerordentlich. Unabhängig davon versuchte man überall innerhalb der neuen Grenzen eigene Zündholzindustrien zu schaffen, was dem allgemeinen Streben nach wirtschaftlicher Selbstständigkeit entsprach. Hier hat nun Kreuger eingegriffen. Er hat vielen Staaten bedeutende Anleihen gewährt oder, besser gesagt, vermittelt, indem er jedoch zur Sicherung dieser Anleihen sich ein Monopol der Zündholzfabrikation verleihen ließ. Im ganzen sind auf diese Weise etwa 14 Staatsanleihen im Gesamtbetrag von rund 1½ Milliarden Mark zustande gekommen. Kreuger hat z. B. Jugoslawien eine Anleihe von 90 Millionen Mark, Rumänien und Ungarn Anleihen von 125 bzw. 160 Millionen Mark, Polen, Lettland und Litauen zusammen eine Anleihe von insgesamt 75 Millionen Mark gewährt. Die größte Transaktion dieser Art ist bekanntlich die große Zündholz-anleihe an Deutschland im Betrage von 500 Millionen Mark im Jahre 1929 gewesen. Hier wurde dem Kreuger-Konzern zwar nicht das gesamte Monopol, aber doch ein starker Einfluß auf das neuerrichtete deutsche Zündholzmonopol als Entgelt für die finanzielle Hilfeleistung gewährleistet.

Kreuger hat diese riesigen Finanzierungen selbstverständlich nicht aus eigener Tasche oder etwa aus den Gewinnen seines allerdings in ganz kurzer Zeit zu kolossalen Ausmaßen angewachsenen Zündholz-trustes — dieser hat zuletzt 160 Fabriken in 35 Ländern unterhalten und beherrscht heute die Zündholzproduktion der Welt zu gut vier Fünfteln — durchgeführt. Kreugers Hauptidee hat darin bestanden, daß er Kapitalien aus den Ländern des Kapitalüberflusses in die kapitalarmen Gebiete Europas und auch anderer Erdteile, insbesondere auch Südamerikas, lenken wollte. Seine Zündholz-unternehmungen, die durch das Monopol gesichert waren und als ziemlich gefestigte Einnahmequellen angesehen werden konnten, haben für die Kreugerschen internationalen Anleihen als Unterpfand gedient. Mit Hilfe dieser Anleihen seines Konzerns, die in den großen Gläubigerländern aufgelagt wurden, hat Kreuger nämlich die von ihm an die verschiedenen Staaten gewährten Anleihen sozusagen refinanziert. Aber für diese großen Operationen ist die ursprüngliche Grundlage, nämlich der Zündholztrust, allmählich zu schmal geworden.

Und nun betritt Ivar Kreuger den Weg, den schon viele Industriekönige vor ihm beschritten haben und der sie alle ausnahmslos ins Verderben geführt hat. Ebenso wie seinerzeit Stinnes, beginnt Kreuger aus dem Erlös seiner Anleihen und vom Gewinn seines Trusts ganz verschiedenartige Unternehmungen in der ganzen Welt zusammenzukaufen — Erzbergwerke und Theater, Zementfabriken und Goldgruben. Er gründet den Zellstofftrust und erwirbt die Aktienmehrheit im Kugellagertrust, betätigt sich im internationalen Realkreditgeschäft und wird zum Besitzer einer Großbank. Alle diese Geschäfte hatten den Zweck, das Ansehen des Kreuger-Konzerns und seine Kreditwürdigkeit zu heben und noch nebenbei die Risiken auszugleichen. Denn die Verschiedenartigkeit der Geschäfte sollte Kreuger vor großen Verlusten sichern.

Aber es ist ganz anders gekommen. Die Weltkrise hat schließlich alle diese in allen Erdteilen gelegenen Unternehmungen illiquid gemacht, so daß der Kreuger-Konzern seinen vielverzweigten Verpflichtungen nicht mehr nachkommen konnte. Dabei hat sich wiederum als wahr erwiesen, daß diese kunstreichen, weitverzweigten und sehr ungleichartig aufgebauten kapitalistischen Konzerne der Nachkriegszeit im Grunde genommen auf sehr schwachen Füßen stehen. Einer nach dem anderen sind diese kapitalistischen Riesen, die in der Inflationszeit groß geworden sind, ins Nichts zerflissen, der Kreuger-Konzern ist der letzte aus dieser Reihe gewesen. Nun hat auch ihm das Verhängnis ereilt. Damit ist ein ziemlich unerfreuliches Kapitel aus der Geschichte des Nachkriegskapitalismus abgeschlossen.

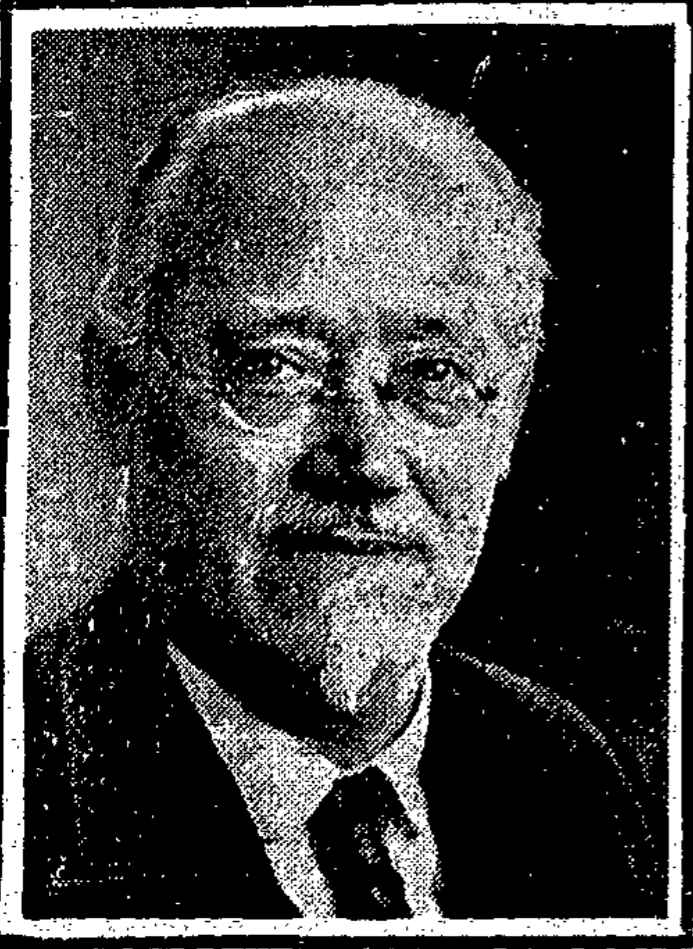
Dr. Birstock.



Hinter Hitlers Schwurhand

Paul Umbreit

Mit Paul Umbreit ist eine der markantesten Erscheinungen der deutschen Gewerkschaftsbewegung aus dem Leben geschieden. In früher Jugend schon hat er sich dem Dienst der Arbeiterbewegung gewidmet. Mit vorbildlichem Fleiß und unerschütterlicher Zähigkeit hat er an der Ausbildung und Fortentwicklung seiner reichen Geistesgaben gearbeitet. So ist dieser äußerlich so unscheinbare Mann zu einem Kämpfer herangewachsen, der mit unwiderstehlichem Elan die Sache der Arbeiter verfocht, bis ihm der Tod das Schwert aus der Hand nahm.



Paul Umbreit entstammte einer Proletarierfamilie. Er wurde am 30. Juni 1868 in Leipzig geboren, dort lernte er als Drechsler und ging darauf in die Fremde. In den Jahren 1889 und 1890 arbeitete er in Elberfeld, und hier begann er seine schriftstellerische Tätigkeit. Neben zahlreichen Artikeln schrieb er hier seine erste Broschüre, eine Studie über das untergehende Handwerk und seine Rettung. Noch bestand das Sozialistengesetz und hemmte die Gewerkschaftsbewegung. Erst im Herbst 1890 fand die Gewerkschaftskonferenz statt, in welcher die Einsetzung der Generalkommission beschlossen wurde, und erst im Jahre 1892 tagte der erste Gewerkschaftskongress, der eine neue Periode der Gewerkschaftsbewegung einleitete.

Umbreit hat diese Zeit handelnd miterlebt. Er war nach Leipzig zurückgekehrt und arbeitete in dem elektrotechnischen Betrieb seines Bruders. Ein Betriebsunfall, den er erlitt, war die auslösende Ursache für ein langes Siechtum. Eine Lungen- und Rippenfellentzündung hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht. Vom Krankenbett aus schrieb er vielbeachtete Aufsätze für verschiedene Gewerkschaftszeitungen. Als bei der Gründung unseres Deutschen Holzarbeiter-Verbandes im Jahre 1893 die frühere „Neue Tischler-Zeitung“ in die „Holzarbeiter-Zeitung“ umgewandelt wurde, war Umbreit zu ihrem Redakteur ausersehen; seine Krankheit verhinderte aber die notwendige Übersiedlung nach Hamburg.

Diese erfolgte erst einige Jahre später. Auf dem Gewerkschaftskongress 1899 wurde beschlossen, für das „Correspondenzblatt der Generalkommission“, das bisher von Legien nebenamtlich geleitet worden war, einen besonderen Redakteur anzustellen. Im März 1900 trat Umbreit dieses Amt an, das er 32 Jahre lang verwaltet hat. Man hat diese Wahl nie bereut; für das führende Organ der deutschen Gewerkschaftsbewegung, die „Gewerkschafts-Zeitung“, wie das Blatt nun seit einer Reihe von Jahren heißt, war Umbreit der gegebene Mann.

Umbreit war in erster Linie Sozialpolitiker; auf diesem Gebiete war er wegweisend. Seine Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die „Gewerkschafts-Zeitung“, er hat auch sonst für seine Ideen in Wort und Schrift gekämpft. Auf mehreren Gewerkschaftskongressen war er Referent und behandelte verschiedenartige Probleme. Daneben hat er eine Reihe von Schriften veröffentlicht. Nach der Revolution wurde Umbreit in die Sozialisierungskommission berufen. Seit der Konstituierung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes auf dem Gewerkschaftskongress in Nürnberg war er Mitglied des Bundesvorstands. Im

Vorläufigen Reichswirtschaftsrat, dem er seit dessen Bestehen angehörte, verwaltete Umbreit das wichtige Amt des Vorsitzenden des Sozialpolitischen Ausschusses.

Es ist nicht möglich, auf dem knappen Raum Paul Umbreits Lebenswerk in vollem Umfang zu würdigen. Unablässig war er tätig, sein ganzes Leben war erfüllt von dem Wirken für das Wohl der Arbeiterschaft. Freundlich und liebenswürdig im persönlichen Verkehr, war er von unbeugsamer Strenge, wo es galt, die Interessen der Arbeiterschaft wahrzunehmen. Für sie hat er gestritten bis zum letzten Atemzuge. Mitten aus der Arbeit heraus ist er abgerufen worden. Am 21. März hat ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht. Paul Umbreit ist tot, seinen Leib hat die Flamme verzehrt, sein Geist aber wird fortleben in der deutschen Arbeiterschaft.

Verhinderter Preisabbau

Die Lohnsenkung, welche die Vierte Notverordnung gebracht hat, ist prompt durchgeführt worden; vielfach ist man bei dem Abbau der Löhne noch über das vorgeschriebene Maß weit hinausgegangen. Anders mit dem gleichzeitig versprochenen Preisabbau. Trotz des Preiskommissars ist die Preissenkung steckengeblieben und die Wirkung der großen Aktion ist lediglich eine empfindliche Minderung der Kaufkraft der Löhne. Das Unternehmertum, das auf die Lohnsenkung so verständnisvoll einschnappt, findet immer noch Mittel und Wege, sich der Preissenkung zu entziehen.

Wie das gemacht wird, zeigt der Brief, den ein im praktischen Wirtschaftsleben stehender Unternehmer an den Verband deutscher Waren- und Kaufhäuser gerichtet hat. In diesem Briefe heißt es:

„Vor ungefähr einem Jahr wurde vom Metallarbeitgeberverband ein 10prozentiger Lohnabbau gefordert mit der Motivierung, daß eine Preisermäßigung auf dem Weltmarkt unbedingt notwendig sei, wenn die deutsche Industrie konkurrieren sollte. Der Lohnabbau ist erfolgt, aber von einer Preisermäßigung der Fabrikate hat man nichts gemerkt. Die Röth-Büchler-Werke zum Beispiel, die zum Metallarbeitgeberverband gehören, haben seinerzeit die Preise nicht ermäßigt, obwohl ein mehr als 10prozentiger Lohnabbau vorgenommen wurde. Erst jetzt, nachdem laut Notverordnung ein weiterer 10prozentiger Lohnabbau gefordert worden ist, haben sie gezwungenermaßen ihre Preise gesenkt.“

Nähfaden wird heute noch fast 100 Prozent höher vom Syndikat berechnet als vor dem Kriege, obwohl Baumwolle weit billiger ist. Der Nähfadenverband begründet das damit, daß heute ein besserer Nähfaden geliefert werde als früher. Abgesehen davon, daß dem Nähfadenverband die technischen Errungenschaften der Industrie ebenfalls zugute gekommen sind, glauben wir nicht, daß eine Preisverdoppelung gegenüber der Vorkriegszeit notwendig ist.

Die Preise für Zinkwaren sind seinerzeit durch die Konvention um ein bedeutendes heraufgesetzt worden. Das Zinkwarensyndikat lieferte allgemein mit einem Rabatt von 25 bis 27 Prozent; nachdem es vor ungefähr einem Jahr auseinandergegangen ist und dann wiedergegründet wurde, hat eine führende Firma den Ausspruch getan, daß man nicht wieder die Preise zu hoch setzen dürfe, damit man den Außenseitern keine Gelegenheit gebe, Zinkwaren zu fabrizieren. Inzwischen ist

Der Krisenkongress verlagt

Durch eine Verordnung des Reichspräsidenten vom 17. März ist ein „Osterfriede“ vorgeschrieben. In der Zeit vom 20. März bis 3. April sind alle politischen Versammlungen und Aufzüge unter freiem Himmel verboten; ebenso auch die öffentliche Verbreitung von Plakaten, Flugblättern und Flugschriften politischen Inhalts.

Es bestand die Möglichkeit, daß sich Staatsanwälte und Richter finden, die in dem Krisenkongress der Gewerkschaften eine öffentliche Versammlung zu politischen Zwecken erblicken. U. a. solchen Möglichkeiten vorzubeugen, hat der Bundesvorstand beschlossen, den auf den 23. März anberaumten außerordentlichen Gewerkschaftskongress auf einen späteren Termin zu verlegen. Voraussichtlich wird der Krisenkongress Mitte April abgehalten werden.

die Vereinigung wiederum auseinandergegangen, und man kann heute Zinkwaren statt mit 27 Prozent Rabatt mit 35 Prozent Rabatt kaufen.

Schallplatten sind im Ausland, speziell in Amerika, trotz höherer Löhne weit billiger zu haben als in Deutschland. Es dürfte auch hier nicht angebracht sein, einen 10prozentigen Lohnabbau durchzuführen und trotzdem die Artikel heute noch 40 bis 50 Prozent teurer zu verkaufen als das Ausland.

Fleischhackmaschinen sind vor Jahren von der deutschen Industrie zu enorm hohen Preisen verkauft worden. Erst nachdem die Tschechoslowakei mehrere tausend Stück Fleischhackmaschinen auf den deutschen Markt gebracht hat, hat sich die deutsche Industrie endlich dazu bequemt, ihre Preise zu senken. Das ist wieder ein Beweis, wie die Industrie kalkuliert; denn nachdem der deutsche Markt überschwemmt war, nachdem die deutsche Industrie angeblich nichts zu tun hatte und Entlassungen vornehmen mußte, konnten die Preise um 30 Prozent gesenkt werden. Hätte die deutsche Industrie ihre Preise gleich ermäßigt, wäre eine Überschwemmung des Marktes mit ausländischen Maschinen gar nicht erst erfolgt.“

Das sind nur einige Beispiele, aber sicher gibt es noch recht viele Waren, die eine starke Preissenkung vertragen könnten. Die Senkung unterbleibt aber, weil die kartellierten Unternehmer sich stark genug fühlen, die überhöhten Preise zu halten, trotz der Senkung der Löhne, die sie durchgeführt haben.

Wie die Arbeiterschaft kämpft

In den bürgerlichen Revolutionen waren Blutvergiessen, Terror, politischer Mord die unentbehrliche Waffe in der Hand der aufsteigenden Klassen. Die proletarische Revolution bedarf für ihre Ziele keines Terrors, sie hasst und verabscheut den Meuchelmord. Sie bedarf dieser Kampfmittel nicht, weil sie nicht Individuen, sondern Institutionen bekämpft, weil sie nicht mit naiven Illusionen in die Arena tritt, deren Enttäuschung sie blutig zu rächen hätte. Sie ist kein verzweifelter Versuch einer Minderheit, die Welt mit Gewalt nach ihrem Ideal zu modeln, sondern die Aktion der grossen Millionenmasse des Volkes, die berufen ist, die geschichtliche Mission zu erfüllen und die geschichtliche Notwendigkeit in Wirksamkeit umzusetzen.

Rosa Luxemburg.

Spotten ihrer selbst

In dieser Zeit, da große wie kleine Unternehmer keine größere Sehnsucht kennen, als die Löhne der Arbeiter herabzusetzen, ist die folgende Geschichte vom alten Fritz recht erbaulich zu lesen:

„Wie Friedrich der Große über den Lohn- und Gehaltsabbau dachte.“

Daß es auch schon zu Zeiten des „alten Fritz“ so etwas wie Lohn- und Gehaltsabbau gab, beweist eine aus dem Jahr 1786 stammende, von Friedrich dem Großen eigenhändig unterschriebene Kabinettsorder, in der sich der König zu dem Vorschlag einer der Räte, den Arbeitern der königlichen Tabakfabrik den Lohn um ein Viertel zu kürzen, mit folgenden Worten äußert:

„Ich danke dem Herrn Rath für seyne gute Gesinnung und seyner ökonomischen Rath, finde aber denselben um so weniger acceptable, da die armen Fabriquearbeiter ohnehin so kümmerlich leben müssen und ihre Kräfte bey den theuren Lebensmitteln vollends zusetzen. Indessen will ich doch seyner Rath und die darin bemerkte gute Gesinnung annehmen und seyner Vorschlag an ihm selbst zur Ausübung bringen. Dem zu Folge werden ihm von nun an jährlich tausend Reichsthaler am Tractamente abgezogen mit dem Vorbehalte, daß er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat und Abzug seyner eigenen häuslichen Einrichtung vorteilhaft oder schädlich sey. Im ersten Falle will ich ihm von seyner ohnehin so großen als unverdienten Tractamente von viertausend Reichsthalern auf die Hälfte heruntersetzen und bey dieser seyner Beruhigung seyne patriotische als ökonomische Gesinnung loben und auch bey anderen, die sich dieserhalb melden werden, diese Verfügung in Application bringen.“

Potsdam, den 29. Juni 1786. Friedrich.“

Diese Geschichte ist nicht neu aus den Archiven ausgegraben, wir sind ihr schon öfters begegnet. Interessant ist nur die Stelle, an der wir sie jetzt gefunden haben. Wir drucken sie ab aus der Nr. 12 des „Tischlerhandwerk“, dem Organ des Reichsverbandes des deutschen Tischlergewerbes.

In der gleichen Nummer dieses Blattes finden wir ein Klagegedicht über den Schiedsspruch für das Holzgewerbe in Sachsen. Durch diesen Schiedsspruch sind die Löhne stark herabgesetzt. Den Innungsmeistern geht dieser Abbau aber noch nicht weit genug; sie jammern, daß die herabgesetzten Löhne des Schiedsspruchs eine wesentliche Erhöhung der tatsächlich gezahlten Löhne bedeuten. Und ausgerechnet in dem gleichen Blatt wird die Geschichte vom alten Fritz erzählt. Man muß zugeben, die braven Innungsmeister sorgen, wenn auch unfreiwillig, für Humor in dieser traurigen Zeit.

Schmierige Gesellschaft

Bisher war es das traurige Vorrecht gewisser Unternehmersyndizi, die Abrechnungen der Gewerkschaften hämisch zu kritisieren. Diese Kritiken waren gewöhnlich auf den Ton gestimmt, daß die Beiträge der Mitglieder dazu verwendet würden, den „Bonzen“ die Taschen zu füllen. Diese Sorte Gewerkschaftskritiker hat wertvolle Hilfe erhalten. Die Kommunistische Partei hat sich in den Dienst dieser unanständigen Propaganda gegen die Gewerkschaften gestellt.

Die „Rote Fahne“ veröffentlichte am 10. März in großer Aufmachung eine Kritik an der Generalversammlung unserer Berliner Verwaltungsstelle. Als Schlagzeile trägt der Aufsatz die Überschrift: „193118 Mark für die Bonzen — 1265 Mark für Streikunterstützung.“ In der kommunistischen „Hamburger Volkszeitung“, die den Bericht am 14. März veröffentlichte, sind für diese Überschrift noch größere Buchstaben gewählt. Anscheinend geht der Schmutzartikel durch die ganze kommunistische Presse.

Dem Anwurf gegen die Gewerkschaften liegt die Tatsache zugrunde, daß die Berliner Holzarbeiter besonders schwer unter der Arbeitslosigkeit leiden. Dementsprechend ist auch das Ergebnis der Jahresabrechnung sehr unerfreulich. In der Verwaltungsstelle Berlin übersteigen die Ausgaben die Einnahmen. Aber die Zahlen der kommunistischen Dreckschleuder sind in jeder Hinsicht falsch. Trotz der ungünstigen Verhältnisse wurden in Berlin im Jahre 1931 für Streikunterstützung 45 674 Mk. ausgegeben. Diese Unterstützung geht bekanntlich für Rechnung der Hauptkasse. Außerdem wurden den Streikenden aus der Lokalkasse 1265 Mk. Zuschuß zur Unterstützung gezahlt.

Unter den Ausgaben steht bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Streikunterstützung nicht an erster Stelle. Für Arbeitslosenunterstützung wurden in Berlin 452 554 Mk. ausgegeben, für Krankenunterstützung 56 270 Mk., für Invaliden 147 000 Mk., um nur die höchsten Ausgabenposten für Rechnung der Hauptkasse zu erwähnen. Dazu kommen 83 744 Mk. außerordentliche Hilfe an Mitglieder aus der Lokalkasse. Die hier genannten Zahlen zeigen, daß die von der Verwaltungsstelle Berlin für Unterstützung der Mitglieder aufgewendeten Summen sich in ganz anderen Größenklassen bewegen, als die kommunistischen Verleumder behaupten.

Dafür machen sie den Dreh, wegen dessen wir schon wiederholt Unternehmersyndizi auf die Finger geklopft haben. Was nicht als Unterstützung ausgewiesen ist, wird als „Gehälter der Bonzen“ registriert. Man will auf die Mitglieder wirken und ihnen einhämmern, daß ihre Beiträge nur den „Bonzen“ zufließen. Wir könnten den Spieß umdrehen und die Kommunisten nach ihren Parteiabrechnungen fragen oder nach denen ihrer sogenannten RGO. Im kommunistischen Lager scheut man nämlich die Rechnungsablage, weil dort tatsächlich die Mitgliederbeiträge vorgeudet werden. Wir wollen aber auf diese Dinge nicht weiter eingehen. Fast fürchten wir, den schmierigen Gesellen schon zuviel Ehre angetan zu haben. Die Kommunisten können eben den Kampf gegen die Gewerkschaften nur mit dem Schmutzkübel führen.



Aus dem Verbandsleben



Der neue Lehrling

Wieder ist ein Schuljahr beendet; für den ältesten Jahrgang war es das letzte, und nun tritt der Knabe ins Wirtschaftsleben. War es bisher seine Aufgabe, lediglich zu lernen, sich Wissen anzueignen, so beginnt für ihn nun die Zeit, in der er die Grundlagen, die ihm die Schule gegeben hat, praktisch auswerten soll. Noch ist er nicht so weit, daß er von dem Ertrage seiner Arbeit seinen Lebensunterhalt bestreiten könnte; darüber werden noch einige Jahre vergehen, in denen er sich tummeln muß, um die Fertigkeiten zu erlernen, deren er bedarf, wenn er in dem erwählten Beruf seinen Platz ausfüllen will.

Der Übergang vom Kinde zum Jüngling bedeutet einen wichtigen Wendepunkt im Leben des jungen Menschen. Als Schüler der obersten Klasse fühlte er sich als Bevorzugter, hoch stand er über den Knirpsen, die die unteren Schulklassen bevölkern. Und dabei empfand er doch die Schulpflicht als unangenehme Last. Wie freute er sich auf den letzten Schultag, der ihn der Freiheit entgegenführen sollte. Fort mit dem Schultaub, fort mit dem Ranzen. Der Junge will nun ein Mann werden.

Und nun der erste Tag in der Werkstatt, in der neuen Umgebung, wo ihn alles so fremd anmutet. Er sieht die Gesellen so selbstsicher hantieren, und er hat den Wunsch, es ihnen bald gleich tun zu können. Aber wie weit ist er noch vom Ziel. Eben gehörte er noch in der Schule zu der obersten Schicht, nun ist er in der Werkstatt der letzte, der nur zu gehorchen hat und sich mit Dingen beschäftigen muß, deren eigentlichen Zweck er noch nicht ohne weiteres begreift. Schnell sind die Träume von Freiheit und ungebundenem Leben verfliegen, die die letzten Monate der Schulzeit ausfüllten. Wohl dem, der auch in der ersten, schwersten Zeit des Lehrlingslebens keine Minderwertigkeitsgefühle in sich aufkommen läßt. Der tapfer an die neuen Aufgaben herantritt mit dem Bewußtsein, daß er die Schwierigkeiten überwinden werde.

Und dazu sollen ihm die Arbeiter in der Lehrwerkstätte helfen. Jeder dieser Gesellen hat eine Lehrzeit zurückgelegt, und mancher kann nur mit Bitterkeit an die Plackereien und Demütigungen zurückdenken, denen er in jener Zeit ausgesetzt war. Nur Menschen mit niedriger Denkweise mißgönnen es der jungen Generation, daß sie es besser haben soll, als man es selbst in der gleichen Lage gehabt hat. Wie die selbsterlebten Schrecken des Krieges bei jedem Edeldenkenden den Haß gegen die Brutalität des Völkermordens geweckt und gestärkt haben, so muß auch die Erinnerung an die eigene schlimme Lehrzeit bei jedem den Wunsch regen, dem jungen Nachwuchs die schwere Lehrzeit möglichst zu erleichtern.

Jeder Arbeiter und ganz besonders jedes Verbandsmitglied muß es als seine Pflicht betrachten, dem Lehrling gegenüberzutreten wie seinem Sohn oder seinem jüngeren Bruder. Vom ersten Tage der Lehrzeit an muß der Neue das Gefühl haben, daß er sich mit vollem Vertrauen an die Verbandsmitglieder in der Werkstatt wenden kann. Daß er bei ihnen Rat und Hilfe in beruflischen Fragen und Schutz gegen jegliche Unbill findet.

Diese Einstellung gegenüber dem Lehrling ist schon aus rein menschlichem Empfinden heraus geboren, sie ist aber auch die beste Agitation für den Verband. Jeder Betriebsangehörige soll dem Verband zugehört werden, auch der Lehrling soll Mitglied des Verbandes werden und sich zu dem in der Jugendabteilung heimisch fühlen. Es ist durchaus nicht nötig, dem neuen Lehrling schon am ersten Tage den Antragschein vorzulegen, viel besser ist es, wenn er selbst das Verlangen zum Eintritt in die Jugendabteilung des Verbandes äußert. Aber den Augenblick, da sich der

Lehrling zur Organisation meldet, kann man beschleunigen durch sein Verhalten gegen ihn.

Im Empfinden des Lehrlings ziehen sich die Lehrjahre endlos lange hin, aber sie nehmen einmal ein Ende. Aus dem Lehrling wird ein Junggeselle; ein Konkurrent auf dem Arbeitsmarkt. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob er dann als Egoist auftritt, der nur den eigenen Vorteil kennt, oder ob das Klassengefühl in ihm lebendig ist, ob er sich als Mitkämpfer fühlt, der in Reih und Glied mit seinen Be-

Drei Jubilare

Vor einem Vierteljahrhundert befand sich unser Verband in einer lebhaften Aufwärtsentwicklung. Dadurch wurde die Freistellung von Funktionären an verschiedenen Stellen notwendig. Drei dieser Verbandsangestellten, die sich inzwischen im Haupt-



Fritz Heinemann



Josef Lampka



Max Schnabel

büro des Verbandes zusammengefunden haben, können am 1. April ihr 25jähriges Dienstjubiläum feiern.

Fritz Heinemann ist am 27. März 1880 in Göttingen geboren. Er hat als Tischler gelernt und längere Zeit in Bremen gearbeitet. Dort gehörte er mehrere Jahre der Ortsverwaltung des Verbandes an, bis er zum besoldeten Angestellten und Leiter der Verwaltungsstelle Bremerhaven berufen wurde. Dieses Amt hat er am 1. April 1907 angetreten. Vier Jahre später wurde er in das Büro der Verwaltungsstelle Frankfurt am Main berufen, doch blieb er nur etwa ein halbes Jahr an dieser Stelle. Im April 1912 trat er das Amt als Gauvorsteher in Frankfurt am Main an. Seit dem 1. März 1930 ist er Mitglied des Verbandsvorstands.

Josef Lampka stammt aus Oberschlesien. Er ist am 9. November 1874 in Ratibor geboren. Nachdem er einige Jahre als Tischler in Oberschlesien gearbeitet hatte, kam er im Jahre 1896 nach Guben. Hier wurde er sehr bald gewissermaßen die Seele der Arbeiterbewegung. Er war nicht nur Vorsitzender unserer Verwaltungsstelle, sondern auch des Gewerkschaftskartells; im Vorstand des sozialdemokratischen Wahlvereins war er hervorragend tätig, dazu auch im Vorstand der Ortskrankenkasse. Und als die Gewerkschaften in Guben im Jahre 1904 ein Arbeitersekretariat einrichteten, ein Auskunftsbüro, wie man es bescheiden nannte, da kam für die Besetzung niemand anders als Lampka in Betracht. Er hinterließ in Guben eine fühlbare Lücke, als er Ende März 1907 von dort fortzog, um die neue Stelle im Büro unseres Verbandsvorstandes anzutreten. Hier ist er seit langer Zeit Leiter des Materialversands. Seit etwa 2 Jahren regelt er auch den Versand der „Holzarbeiter-Zeitung“.

Max Schnabel ist gleichfalls Tischler. Er ist am 3. Januar 1868 in Halle a. d. Saale geboren, und hier hat er sich ganz hervorragend an die Organisation der Holzarbeiter bemüht. Er war schon seit langen Jahren in der Ortsverwaltung tätig, seit dem Jahre 1898 als Bevollmächtigter, als er am 1. April 1907 das Amt als besoldeter Geschäftsführer der Verwaltungsstelle Halle antrat. Seinem Wirken war es hauptsächlich zu danken, daß die Verwaltungsstelle

und Klassengenossen für die Besserung der Wirtschaftslage und für die Überwindung des kapitalistischen Systems der Ausbeutung zu kämpfen entschlossen ist.

Das soll einmal ein tüchtiger Arbeiter in seinem Beruf, zugleich aber auch ein wackeres Verbandsmitglied werden. Mit diesem Gedanken sollen wir, wenn auch unausgesprochen, den neuen Lehrling in der Werkstatt begrüßen. Und dieser Gedanke soll der Leitstern sein für unser Verhalten gegenüber dem Lehrling während dessen ganzer Lehrzeit.

einen solchen Aufschwung genommen hatte. Wiederholt hatte Schnabel Gelegenheit, sein Geschick bei der Führung größerer Lohnkämpfe zu beweisen. Im Jahre 1919 wurde er in das Büro des Verbandsvorstands berufen. Die Unterstützung der Vorstandsmit-

glieder in der Erledigung der Korrespondenzen ist seine wichtigste Tätigkeit.

Alle drei Jubilare haben schon in sehr jungen Jahren die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation erkannt. Sie haben sich mit Eifer und Hingabe um den Ausbau und die Stärkung des Verbandes bemüht, lange ehe sie daran denken konnten, daß sie sich dieser Aufgabe einst im Hauptberuf widmen können. Nun können sie auf ein Vierteljahrhundert Arbeit als Angestellte des Verbandes zurückblicken. Trotz der Not der Zeit können sie feststellen, daß ihr Wirken nicht vergeblich war. Wir beglückwünschen die drei Kollegen zu ihrem Jubiläum.

Holzgewerbe in Baden

Von den Erschwernissen, die das Reichsarbeitsministerium dem Zustandekommen von Tarifverträgen bereitet, kann man im Holzgewerbe in Baden ein besonderes Lied singen. Am 1. Juni 1931 war der Tarifvertrag abgelaufen; die letzte tarifliche Bindung, nachdem die Lohnvereinbarung schon früher geendet hatte. Nach langen ergebnislosen Verhandlungen riefen beide Parteien gemeinsam den Schlichter an. Am 19. September 1931 wurden zwei Schiedssprüche gefällt, von denen der eine den Mantelvertrag betrifft, der andere den Lohn regelt. Die Unternehmer lehnten die Schiedssprüche ab, man durfte aber annehmen, daß sie sich mit der Verbindlicherklärung abgefunden hätten. Diese war aber nicht zu erlangen. Daß das Reichsarbeitsministerium dem Lohnschiedsspruch die Verbindlichkeit versagte, konnte man angesichts seiner Vorbereitungen für den allgemeinen Lohnabbau allenfalls verstehen. Unverständlich ist es aber, daß auch dem Mantelvertrag die Verbindlichkeit versagt wurde.

Nach Erlaß der Notverordnung begann man mit neuen Verhandlungen. Am 8. Januar 1932 wurden wieder unter dem Vorsitz des Schlichters Dr. Kimmich zwei Schiedssprüche gefällt. Der eine stellte den Mantelvertrag wieder her, der andere regelte den Lohn unter Berücksichtigung der Vorschriften der Notverordnung. Wieder

wurde die Verbindlicherklärung beantragt. Am 28. Januar fanden die üblichen Nachverhandlungen im Reichsarbeitsministerium statt. Und dann war es still von Baden.

Jetzt endlich hat man sich des dortigen Vorgangs wieder erinnert. Unserem Gauvorsteher ist ein vom 19. März datiertes Schreiben des Schlichters zugegangen, in welchem mitgeteilt wird, daß der Reichsarbeitsminister den Antrag auf Verbindlicherklärung der Schiedssprüche vom 8. Januar abgelehnt habe. Der Reichsarbeitsminister hat aber von Amts wegen ein neues Verfahren eingeleitet und den Regierungsrat Dr. Dobberstein als Sonderschlichter bestellt. Unter dessen Vorsitz finden am 31. März neue Verhandlungen statt. Hoffentlich führt dieses Verfahren endlich zu einem Ergebnis.

Zum Schiedsspruch für den Freistaat Sachsen

Von der Entscheidung des Reichsarbeitsministers, durch welche die Schiedssprüche für das Holzgewerbe im Freistaat Sachsen für verbindlich erklärt wurden, haben wir in der vorigen Nummer noch Notiz nehmen können. Es bleibt noch einiges nachzutragen. Bei den am 11. März im Reichsarbeitsministerium unter dem Vorsitz von Regierungsrat Dr. Dobberstein geführten Verhandlungen waren auf Unternehmerseite der Arbeitgeberverband des sächsischen Holzgewerbes, zugleich in Vollmacht des Arbeitgeberverbandes, Bezirksverband Leipzig, der Arbeitgeberverband der sächsischen Stuhlindustrie sowie der Verband sächsischer Tischlerinnungen in Vollmacht von 57 Tischlerinnungen vertreten.

Während am 12. Januar auf Wunsch des Arbeitgeberverbandes mit dem Innungsverband gesondert verhandelt worden war, wurde diesmal gemeinsam verhandelt. Doch wurden wieder zwei Schiedssprüche gefällt. Der Unterschied betrifft aber lediglich den Geltungsbereich insofern, als der Spruch für den Arbeitgeberverband auch einige nichtsächsische Orte einschließt, die zu seinem Bereich, nicht aber zu dem des sächsischen Tischlerinnungsverbandes gehören. Offenbar hatte das Reichsarbeitsministerium die Absicht, das so lange verschleppte Verfahren nun beschleunigt zum Abschluß zu bringen. Deshalb wurde die Erklärungsfrist sehr kurz bemessen. In der Voraussetzung, daß die Unternehmer den Schiedsspruch ablehnen würden, wurde auch der Termin für die Nachverhandlungen sofort auf den 17. März anberaumt. Sie wurden dann auf den 18. März verlagt. Da sie völlig ergebnislos blieben, hat das Reichsarbeitsministerium bereits am folgenden Tage die Verbindlichkeit des Schiedsspruches ausgesprochen.

Holzgewerbe in Mecklenburg-Schwerin

Die auf Grund der Notverordnung vom 8. Dezember 1931 mit dem Arbeitgeberverband getroffene Lohnregelung ist als Nachtrag zum Manteltarifvertrag vom 1. Juni 1927 für das Holzgewerbe in Mecklenburg-Schwerin am 2. Februar 1932 für allgemeinverbindlich erklärt worden, und zwar rückwirkend vom 1. Januar an. Diese Entscheidung ist vom Reichsarbeitsministerium wieder aufgehoben worden. Der Tischlerinnungsverband hatte Einspruch erhoben. Der beanstandete Verfahrensmangel, den das Reichsarbeitsministerium durch seine neue Entscheidung anerkannt hat, beruht darauf, daß das mit dem Arbeitgeberverband am 7. September 1931 abgeschlossene Lohnabkommen nicht für allgemeinverbindlich erklärt worden war. Im Reichsarbeitsministerium war man der Meinung gewesen, daß das Abkommen vom 23. Dezember unmittelbar an das allgemeinverbindliche Abkommen vom 18. Februar anschließt. Nunmehr soll ein neues Verfahren durchgeführt werden.

Mit Zufassung Maria Wimmer
ist am 14. Wofenbauung fällig



Holzindustrie



Feuerschutz in Holzbearbeitungsbetrieben

Aus allen Teilen der Republik wird jetzt besonders oft über Brände in Holzbearbeitungsbetrieben berichtet. Die Entstehungsursachen lassen sich in vielen Fällen nicht einwandfrei feststellen. Soweit dies geschehen kann, stößt man vielfach auf betriebliche Mängel. Eine weitere Ursache ist das Lagern von feuergefährlichem Material in dafür ungeeigneten Räumen. Wie die Betriebsanlagen aussehen müssen und was sonst gegen die Feuersgefahr geschehen muß, behandelt Oberregierungsrat Bertheau (Berlin) eingehend im „Reichsarbeitsblatt“ (Nr. 8/1932). Wir entnehmen seinen Ausführungen folgendes:

Die Werkstätten und Lagerräume der Holzverarbeitenden Industrie bieten für die in ihnen beschäftigten Arbeiter und für die Umgebung eine nicht unbedeutende Gefahr, wenn die in ihnen vorhandenen Holzvorräte in Brand geraten. Diese Gefahr wird durch die Abfälle und den Staub, der bei der Holzbearbeitung entsteht, bedeutend erhöht. Betriebe, in denen nicht in genügendem Umfang für die Beseitigung der Abfälle und des Staubes an den Entstehungsstellen gesorgt wird, gelten daher als feuergefährdete Betriebsstätten im Sinne des § 34 der Vorschriften für die Errichtung von Starkstromanlagen des Verbandes deutscher Elektrotechniker. Elektrische Maschinen, Schalter, Sicherungen, Steckdosen usw. dürfen in ihnen nur insoweit verwendet werden, als durch ihre Bauart oder durch andere geeignete Maßnahmen die entzündlichen Stoffe von den die Gefahr bringenden Teilen abgehalten werden. Es sind nur elektrische Leitungen zulässig, die dem § 26 der VDE-Vorschriften entsprechen, oder Bleikabel oder kabelartige Leitungen. Elektrische Glühlampen in der Nähe von entzündlichen Stoffen sollen durch Überglocke oder Drahtschutzkorb gegen Berührung mit diesen Stoffen geschützt werden.

Schon bei der Betriebsanlage muß auf die Feuergefährlichkeit Rücksicht genommen werden. Dampfkesselräume müssen durch massive Wände abgetrennt werden, die keinerlei Verbindung mit den Betriebsräumen haben. Werkstätten, die anderen Zwecken dienen, sind räumlich von den Holzwerkstätten zu trennen, mindestens durch massive Wände mit feuerbeständigen und rauchsicher schließenden Türen. Große Werkstätten sind durch Brandmauern zu unterteilen. Die Werkstätten sollen hell und übersichtlich sein. Das Räucher in ihnen ist verboten. Jede Anhäufung von feuergefährlichen und selbstentzündlichen Stoffen ist zu vermeiden, gebrauchte Putzlappen sind in feuersicheren Behältern mit gut schließenden Deckeln aufzubewahren. Offenes Feuer ist möglichst ganz zu vermeiden. Sind handbefeuerte Feuerstellen zur Beheizung oder zu Betriebszwecken nicht zu umgehen, so soll die Beheizung, wenn irgend möglich, von außen hinter einer Brandmauer erfolgen. Öfen in den Werkstätten selbst sind auf feuersicherer Unterlage aufzustellen und durch Blechschutzwände zu sichern. Jede Anhäufung von Brennmaterial in der Nähe der Öfen und das Trocknen von Kleidungsstücken an ihnen ist verboten. Am besten ist Niederdruckdampf- oder Warmwasserheizung. Die Heizkörper sollen glatt und so aufgestellt sein, daß sie allseitig leicht zu reinigen sind. Reinlichkeit und Staubfreiheit sind überhaupt das erste Erfordernis für den Feuerschutz. Alle Maschinen, Betriebseinrichtungen, Fensterbänke, das Dachgebälk und alle Flächen, auf denen sich Staub ablagern kann, sind regelmäßig gründlich zu reinigen. Der feine Holzstaub, der sich hier ablagert, kann ein entstandenes Feuer blitzartig verbreiten und durch Aufwirbelung Veranlassung zu Staubexplosionen geben. Staub, der längere Zeit der Wärme von Dampfleitungen, Heizkörpern, Lampen usw. aus-

gesetzt ist, kann auch die gefährliche Röstkohle erzeugen und dadurch selbstentzündlich werden.

Den besten Schutz gegen Feuersgefahr bietet die mechanische Absaugung des Staubes an den Entstehungsstellen, für deren Anlage neben hygienischen und unfalltechnischen Gründen vielfach auch wirtschaftliche Gründe sprechen. Denn auch die Holzspäne und der Holzstaub stellen einen wiederverwendbaren Wert dar. Rund 7000 Dampfkesselanlagen werden in Deutschland mit Holzabfällen geheizt.

Die Absaugungsanlage bietet aber nur dann den erwarteten Schutz, wenn sie den Gesichtspunkten des Feuerschutzes wirklich Rechnung trägt. Die Späne- und Staubabsaugung erfolgt in der Weise, daß die Entstehungsstellen durch geeignete Auffangtrichter mit Rohrleitungen in Verbindung stehen, in denen sie mittels Unterdrucks, der durch einen Exhaustor erzeugt wird, weiterbefördert werden. Die Einzelleitungen vereinigen sich zu einem Sammelrohr, das an den Exhaustor angeschlossen ist, der das angesaugte Staubluftgemisch dann in den Zyklonabscheider drückt, in dem sich die Späne und auch der Staub unten abscheiden, während die Luft nach oben ins Freie entweicht. Der Exhaustor soll auch in Betriebspausen antreibbar sein, also bei elektrischem Antrieb einen eigenen Motor haben. Sehr wichtig ist die richtige Dimensionierung. Das Vakuum muß groß genug sein, um das Staubluftgemisch anzusaugen und weiterzuleiten, aber nicht so groß, daß in der Nähe der Arbeitsstellen ein lästiger Zug entsteht, der den Arbeiter veranlaßt, die Absaugung abzustellen. Vor allen Dingen muß die nötige Frischluftmenge zum Ersatz in den Werkstätten stets vorhanden sein, so daß in ihnen kein Unterdruck entsteht. Die Rohrleitungen dürfen der Bewegung des Staubes kein Hindernis bieten, sie sollen keine starken Krümmen haben. Haupt- und Nebenrohre sollen im spitzen Winkel ineinandermünden und so geführt sein, daß Stellen, an denen sich Staub absetzen kann, vermieden werden. Die Anschlüsse an den Maschinen sind zweckmäßig von vornherein bei der Konstruktion vorzusehen, so daß die Arbeitsstellen nicht behindert oder unübersichtlich werden. Die Rohrleitungen sollen in allen Teilen gut zugänglich sein, sie dürfen nicht aus brennbarem Werkstoff bestehen. Sie sollen in genügender Entfernung von brennbaren Stoffen und Bauteilen liegen und an Stellen, wo sie Decken oder Zwischenwände durchbrechen, in ausreichender Ausdehnung feuerhemmend ummantelt sein. In den Rohren sind in geeigneten Abständen Reinigungsöffnungen vorzusehen, die im Brandfalle auch eine Bekämpfung im Innern zulassen. Die Klappen dieser Öffnungen sollen in Scharnieren klappbar und durch Flügelschrauben befestigt sein, da im Gefahrsfall keine Zeit mit der Öffnung verlorengehen darf.

Die Art und Beschaffenheit der Abfälle ist für die Anlage von ausschlaggebender Bedeutung. Feuchte Abfälle, wie sie in Sägewerken beim Zerlegen frischen Holzes entstehen, neigen zum Zusammenbacken und können dann die Rohrleitungen verstopfen. Das muß bei der Berechnung der Anlage berücksichtigt werden. Um doch eintretende Verstopfungen schnell beseitigen zu können, sind Reinigungsöffnungen in reichlicher Anzahl vorzusehen. Wenn man in Sägewerken auf eine mechanische Absaugung verzichtet, dann muß eine regelmäßige Entfernung der Abfälle erfolgen und dafür gesorgt werden, daß die Werkstatt frei vom Staub bleibt.

Die Gefahr einer Staubexplosion wächst im Zusammenhang mit der Feinheit des Staubes. Wo es sich um solch feinen Staub handelt, soll man in erster Linie möglichst dafür sorgen, daß durch richtige Luftbemessung ein explosionsfähiges Luftstaubgemisch nicht entstehen kann. Trotz-

dem muß man auch die Zündungsgefahr auszuschließen suchen. Eine andere Gefahr liegt in der elektrischen Selbstaufladung der Staubteilchen, die um so größer wird, je feiner und trockener der Staub ist. Diese Staubaufladung kann so groß werden, daß die zur Zündung nötige Energie erreicht wird, wenn nicht für Ableitung gesorgt wird. Unstatthaft ist es natürlich, in die Rohre mit offenem Licht hineinzuleuchten oder Schweißarbeiten an Rohren vorzunehmen, die nicht vorher gründlich gereinigt sind.

Bei der Herstellung von Holzmehl, beim Schleifen der Sperrholzplatten und bei anderen Arbeiten, bei denen feiner Staub entsteht, kann man die Abfälle zur Verminderung der Feuersgefahr unter Wasser auffangen. Wenn man sie mit Kasein-Leimresten in Bottichen zu einer dicken breiigen Masse verrührt, so kann man die Rückstände trotzdem unter den Kesseln verbrennen. (Schluß folgt.)

Neue Holzbearbeitungsmaschinen

Auf der Technischen Frühjahrsmesse in Leipzig waren einige neue Holzbearbeitungsmaschinen zu sehen, die verdienen, hier kurz erwähnt zu werden.

Große Beachtung fand eine vollkommen neuartige Vielblattsäge mit automatischem Vorschub für Sägewerke. Der Vorschub läßt sich in einer festgelegten Stufenreihe bis zu 65 Meter je Minute schalten. Der Einzug des Materials erfolgt durch eine Prismakette, wodurch ein absolut gerader Schnitt gewährleistet wird. Den Abtransport des geschnittenen Materials übernimmt ein zweites breites Transportband.

Auch die automatische Winkelkantabrucht- und Kehlmaschine fand viele interessierte Zuschauer. Sie dient zum winkeltartigen Abrichten, Fügen und Kehlen aller Hölzer bis etwa 100 Millimeter Hobelhöhe und bis 500 Millimeter Hobelbreite. Es können kürzeste und längste Hölzer winkeltartig bearbeitet werden. Diese Spezialmaschine verrichtet jedoch auch das automatische Abrichten ohne Winkelkante. Für den Transport der Hölzer wird ein automatisch arbeitender Vorschubapparat verwendet. Durch Wegschwenken dieses Apparates kann die Maschine auch für Handbedienung benutzt werden.

Zum Furnieren von Profilleisten sah man eine neue Maschine mit einem Metallband, das auf Röhren befestigt ist. Die Röhren übermitteln dem Band die notwendigen Temperaturen zum Heizen und Kühlen. Zum Heizen wird Abdampf und zum Kühlen Wasser verwendet, ähnlich wie bei den bekannten Furnierpressen. Die Furnierzeit dauert normalerweise 10 bis 12 Minuten. Der Hersteller hat die Maschine als Doppelpresse ausgebildet. Ihre Normallänge ist 2,5 Meter; die Leistung beträgt daher bei stündlich fünf Pressungen und achtstündiger Arbeitszeit etwa 200 laufende Meter Profilleiste.

Eine Firma bot eine neue Kistennagelmaschine an. Es handelt sich um eine doppelseitige Rahmennagelmaschine mit automatischer Auslösung und automatischem Stapelvorschub der Kopfteile. Diese Maschine erlaubt vermöge der ganz neuartigen, zweireihigen Anordnung der Hammerkasten das Nageln der Kistengerahmen in zwei aufeinanderfolgenden Schlägen, so daß mit etwa 500 bis 600 Rahmen stündlich gut das Doppelte der Leistung normaler Kistennagelmaschinen erzielt wird.

Daß die Maschinenindustrie sich heute auch um die Bedürfnisse der kleinen Branchen kümmert, beweist die Maschine zur Herstellung von Waschbrettern. Es ist dies eine doppelseitige vollautomatische Zapfenschneid- und Schlitzmaschine, die gleichzeitig zum Fräsen von Nuten und Einschubgraten sowie zum Abkürzen eingerichtet ist. Ihre Stundenleistung sind etwa 4000 Waschbretter.

Berliner Möbelschau

Die 2. Berliner Möbel- und Einrichtungsschau (Mö) vom 19. März bis 3. April hat wie ihre Vorgängerin im Jahre 1930 eine große Anziehungskraft auf das Publikum ausgeübt. Selbst das für die heutige Zeit sehr hohe Eintrittsgeld von 1,50 Mk. hat das große Interesse für die „Mö“ nicht merkbar gedämpft. Viele Zehntausende aus Groß-Berlin und der näheren Umgegend haben die Möbel- und Einrichtungsschau besucht.

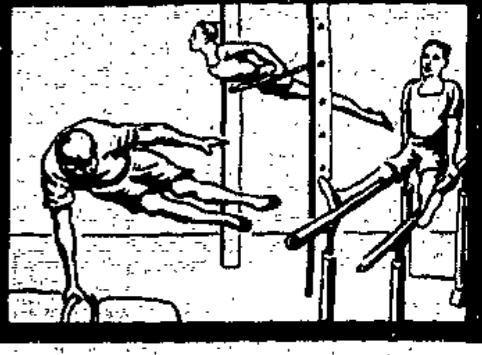
Ob auch alle auf ihre Kosten gekommen sind? Diese Frage kann man nicht mit einem glatten Ja beantworten. Von der ersten „Mö“ schrieben wir damals an dieser Stelle: „Unter den Besuchern sind zweifellos viele gewesen, die nicht nur als Seher, sondern als Käufer gekommen waren. Aber von ihnen haben nur diejenigen etwas Passendes gefunden, die einen großen Geldbeutel besitzen. Für die Mehrzahl der Besucher war nichts vorhanden; die Masse der Bevölkerung kann solche Einrichtungen, wie in der Hauptsache ausgestellt waren, leider nicht kaufen, dafür fehlt ihr das Geld. Was an billigeren Möbeln gezeigt wurde, war minderer Qualität.“

Ganz so hart kann unser Urteil über die 2. „Mö“ nicht sein. Die Mehrzahl der Möbelfabrikanten und Möbeldändler hat auch heute noch nicht begriffen, daß ihre Hauptkunden die Arbeiter- und Angestelltenfamilien sind. Bekannte und unbekannte Firmen hatten ihre besten und folglich auch die teuersten Möbel ausgestellt. Abgesehen von einigen Geschmack- und Sinnwidrigkeiten in Form und Farbe war das Ganze für den Tischler eine Augenweide. Schade nur, daß die im Vergleich zu früher zwar merkbar herabgesetzten, aber für die meisten Menschen immer noch zu hohen Preise es verhindern, daß diese Möbel in Massen gekauft werden können. Auf diesen Teil der „Mö“ trifft zu, was die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ über die diesjährige Leipziger Frühjahrsmöbelmesse schrieb: „Unwillkürlich drängt sich einem die Frage auf, ob diese Möbel jemals dem Konsum zugeführt werden können. Wer der Überzeugung ist, daß die Kaufkraft auch in den nächsten Jahren eine schmale Basis haben wird, der fragt sich auch, ob sie hinreichen wird, um sich diesen Wohnungsluxus an Formschönheit und Qualität — im großen und ganzen gesehen — leisten zu können.“

Aber wie gesagt: Nicht alle Möbelfabrikanten stehen den tatsächlichen Verhältnissen mit geschlossenen Augen gegenüber. Einige haben die Zeit begriffen: ob aus eigener Erkenntnis oder erst auf Anstoß des Möbeldändlerverbandes, sei dahingestellt. Jedenfalls hatte der „Deutsche Möbelfachverband, Gruppe Groß-Berlin und Mark Brandenburg“, einen Wettbewerb für preiswerte Möbeleinrichtungen ausgeschrieben. Gedacht war dabei an Möbel für Arbeiter- und Angestelltenwohnungen. Das Ergebnis des Wettbewerbs wurde in der Sonderschau „Die billige Wohnung“ gezeigt. Man sah 20 fast durchweg schöne Zimmereinrichtungen. Die Preise schwankten für 1-Zimmer-Einrichtungen zwischen 495 und 525 Mk., für 1½-Zimmer-Einrichtungen zwischen 750 und 800 Mk., für 2-Zimmer-Einrichtungen zwischen 1000 und 1150 Mk. Zu allen Zimmereinrichtungen gehören die notwendigsten Gegenstände, wie Betten, Schränke für Garderobe, Bücher, Geschirr (teilweise sind es Kombinations-schränke), Tische, Stühle, Spiegel. Alle Möbel sind furniert; mit Eiche, Birke, Nußbaum, Sapelli-Mahagoni, Kirschbaum oder Ahorn. Von einigen Ausnahmen abgesehen handelte es sich um hochwertige Qualitätsmöbel. Wenn die Firmen auch späterhin die gleichen Möbel für den gleichen Preis liefern, dann werden sie selbst gute Geschäfte machen, darüber hinaus zeigen sie der ganzen Möbelindustrie den Weg, der gegangen werden muß, wenn sie ihre größten Kunden, die Arbeiter- und Angestelltenfamilien, befriedigen wollen.



Gesundheit und Körperpflege



Schönheitspflege im Frühling

Jetzt ist es Zeit, an die Pflege der Schönheit zu denken. Es ist immer Zeit, gewiß, immerdar soll und will die Frau schön aussehen. Auch die Frauen, die — scheinbar — gar nicht eitel sind, gestehen sich doch, wenn sie allein mit sich sind, ein, daß sie gern schön aussehen möchten, nur nicht immer wissen, wie sie es anfangen sollen. Aber ist erst der Wille zur Schönheit da, dann ist auch der Weg zu finden. Laßt die Männer es Eitelkeit nennen: Eitelkeit ist ein Pflichtteil der Frau, ihr unveräußerliches Erbe der Stammutter Eva; es ist ihr Recht, so erfreulich, so vollkommen, so schön zu erscheinen wie möglich.

Aber mag Schönheit der einen mehr, der anderen weniger zuteil geworden sein; in jedem Falle ist sie, wenn sie von Dauer sein soll, zu erarbeiten, mit jedem Tag neu zu erwerben. Und zur Schönheit gehört Gesundheit, ist ihre Voraussetzung, ist die Grundlage, auf der sich wahre Schönheit erst entwickeln kann. Wer für seine Gesundheit lebt und arbeitet, tut etwas für seine Schönheit. Und jetzt ist es — einleitend sagte ich's — Zeit, daran zu denken. Instinktiv stellen wir uns nach langer Winterzeit um und auf den Frühling ein. Wenn die Sonne wärmere Strahlen sendet, die Tage heller und länger werden, das Grün des Frühlings ins Freie lockt, dann stellen wir uns um, dann werfen wir die dicke Ober- und Unterkleidung ab und hüllen uns in dünnere Gewandung und bekommen den — Schnupfen. Wir bekommen ihn, wenn wir unseren Körper nicht abgehärtet haben. Witterungswechsel zu ertragen, wenn wir schon sommerlich uns kleiden und draußen ist's noch kühl, wenn wir noch winterlich warm angezogen sind und draußen ist es heiß.

Jetzt ist es Zeit, an Abhärtung zu denken, um gesund zu bleiben und schön zu sein. Da kann man morgens die Fenster auf tun und am offenen Fenster nackt, wie von Gott geschaften, den Körper den Einwirkungen der Luft aussetzen, langsam, allmählich, wenn Sonne da ist, und langsam, wenn die Luft noch kühl ist, damit der Körper sich erst gewöhnt. Man darf nicht frösteln, woglich muß die Luft einen umstreichen; und verbindet man gymnastische Übungen damit, so kommt ein Frostgefühl nicht auf. Wenige Minuten genügen, die Zeit ist vorhanden. Und ist ein Balkon da, um so besser, irgendein Wandschirm, ein aufgespanntes Laken schützt gegen die Blicke der Nachbarn, damit sie keinen Schaden an ihrer Sittlichkeit nehmen. Die frische Luft in tiefen Zügen einatmen, die verbrauchte ausatmen, die Glieder recken und strecken, den Rumpf beugen und biegen, das gibt Frische, das ist Frühlings Anfang, das härtet ab, das macht geschmeidig, gelenkig, durchblutet die Haut, regt an.

Schnell seien einige Übungen genannt:

Hände in die Hüften, Mund geschlossen, durch die Nase tief einatmen und mit leicht geöffneten Lippen die Luft kräftig wieder ausstoßen.

Arme heben, Oberkörper nach rechts neigen und dann nach links, Arme pendeln lassen, nach vorn beugen, nach rückwärts.

In Seitgrätschstellung Rumpf drehen, Schultern heben und senken, mit erhobenen, mit gesenkten Armen.

Kopf drehen, nach vorn und rückwärts neigen.

Das Bein seitlich heben und sich dabei, wenn's nicht anders geht, an einer Stuhllehne mit den Händen festhalten. Nach vorn, nach hinten heben, schwenken, kreisen, mit dem rechten, mit dem linken gebeugtem Bein.

Am Schluß nach jeder Übungsserie die Füße zusammenziehen, die Hände nach vorn überfallen lassen, daß die Hände fast den Boden berühren. Beim Beugen zusammen, beim Heben einatmen.

Das sind einige Übungen, die leicht variert und ergänzt werden können. Wenige Minuten erfordern sie, ohne Er-

müdung sind sie auszuführen und sollen sie ausgeführt werden.

Und dann noch schnell eine besondere Pflege der Gesichtshaut, mehr Massage als Gymnastik; mit eingefettetem Finger das Gesicht abklopfen und zwickeln, die Stirn von der Mitte aus nach den Seiten streichen, an den Wangen herab, vom Halse her aufwärtssstreichen.

Zum Schluß mit kaltem Wasser, dem etwas Borax oder doppeltkohlen-saures Natron zum Weichmachen, ein Teelöffel auf ein Liter Wasser, zugesetzt ist, das Gesicht abreiben. Dann in die halbvolle Badewanne, anfangs mit leicht angewärmtem Wasser, mit den Füßen hineinsteigen und mit weicher Bürste den Körper, Arme, Beine, Brust, Bauch, Rücken frottieren. Dann heraus, Frottierlaken umschlagen, abklopfen, abreiben, massieren, bis man trocken und warm ist.

Es ist so wenig und geht so schnell, schneller, als es hier zu lesen ist, daß jede Frau (auch den Männern ist es zu empfehlen) Zeit hat, es auszuführen. Man sei nur nicht zu bequem und gleichgültig und glaube nicht, mit Puder, Schminke und Lippenstift sei Schönheit zu erreichen. Das andere ist sicherer, gesünder und durch künstliche Hilfsmittel nicht zu ersetzen.

Und die Haut erheischt ihre besondere Pflege, der sommerlichen Witterung angepaßt. Die Sonne heilt, die Sonne schafft Blut in die winterlich bleichen Gesichter, färbt die welke und fahle Haut. Aber so gut sie wirkt, in mäßiger Dosis genommen: ein Zuviel kann schaden, kann die Haut in ihrer Elastizität und ihrer Schwellkraft beeinträchtigen. Man darf sich am Anfang der Sonne nicht allzu lange aussetzen, es gibt Sonnenbrand, es können Verfärbungen zurückbleiben, die Haut, die gestrafft werden sollte, wird welk und schlaff. Je mehr, desto besser sei nicht die Devise.

Zur Frühlingskosmetik gehört auch Umstellung in der Ernährung. Instinktiv greift der Mensch im Sommer zu mehr pflanzlicher Ernährung und wendet sich vom Fleisch ab; und das ist gut. Er isst weniger; auch das ist gut. Obst und junge Gemüse, Tomaten, Salate schaffen dem Teint Frische, dem Auge Glanz. Die Vitamine, in ausreichendem Maße lange entbehrt, machen die Haut elastisch, erfrischen den Körper, machen ihn jung. Kein oder wenig Alkohol und Nikotin, keine reizenden, stark gewürzten, gepfefferten und gesalzenen Nahrungsmittel, aber raus ins Grüne, wandern, baden in Luft und Wasser, rudern, Sport und Gymnastik und immer etwas Ruhe dazwischen: all das schafft Gesundheit und Frische, macht gesund und schön.

Jede Frau ist eitel, soll es sein. Darum pflegt euch, ihr Frauen, pflegt eure Schönheit: keine ist häßlich, wenn sie gepflegt ist. Entwickelt eure Vorteile, verdeckt eure Nachteile, euch und anderen zur Freude. Schönheitspflege zu treiben ist kein Zeichen der Minderwertigkeit, laßt euch von Rückständigen nichts weismachen, es ist Pflicht und Recht jedes Menschen, so schön zu sein und zu scheinen, wie es nur irgend geht. Der Frühling ist da. Nutzt ihn!

Dr. H. Marks.

Frühjahrskuren

Viele Menschen fühlen sich im Frühling, mit dem Kommen wärmerer, sonniger Tage, müder und abgepresster als sonst. Sie haben „den Frühling in den Knochen“ — hört man oft sagen. Als Mittel dagegen wird eine „Frühjahrskur“ oder „Blutreinigungskur“ empfohlen. Die Meinungen über den Wert solcher Kuren gehen in Sachverständigenkreisen auseinander. Aber soviel ist sicher, daß die bekannten „Blutreinigungstees“ eine günstige Wirkung auf Darm, Nieren, Schweißdrüsen und Abmangswege haben. Sie müssen aber mit Maß getrunken werden, sonst schaden sie mehr, als sie nützen können.

Als Tee kommen die vielen auf Feldern, Wiesen und in Wäldern wachsenden Heil-

kräuter in Betracht. Zu den Darmkräutern gehören unter anderen Schafgarbe, Löwenzahn, Holunder, Tausendgüldenkräut mit schwach abführender Wirkung, Rhabarber, Faulbaumrinde, Sennesblätter, Rizinus, Aloe, Wurmfarne mit stärkerer Wirkung. Die Nierentätigkeit regen an: Hansamen, Hagebutten, Zinnkraut, Petersilie, Wacholderbeeren, Rosmarin, Hirtentäschel. Schweißtreibend sind: Kamille, schwarzer Holunder, Lindenblüte und Pfefferminz. Ein für die Atmungsorgane günstiger, die Schleimmassen aus den Luftwegen ausscheidender Einfluß wird der Schafgarbe, dem Lungenkraut und der Eibischwurzel zugeschrieben.

Denen, die solche Frühjahrskuren machen wollen, seien folgende Rezepte genannt:

1. 10 Gramm (gleich 1 Eßlöffel) Pfefferminzblätter, 10 Gramm Stiefmütterchenkraut, 5 Gramm Wermut, 5 Gramm Tausendgüldenkräut auf ein halbes Liter Wasser. Morgens und abends eine halbe Tasse warm.

2. Der Saft von 30 Gramm Brunnenkressekraut und 30 Gramm Löwenzahnkraut in einer Tasse warmen Wassers. 2 Eßlöffel morgens nüchtern.

3. 10 Gramm Salbei, 10 Gramm Schafgarbe, 5 Gramm Zinnkraut auf ein halbes Liter Wasser. Morgens und abends eine Tasse lauwarm.

Handpflege

Die Hände sind unser wichtigstes Greif- und Arbeitsorgan; sie zu pflegen und richtig zu benutzen, ist ein Gebot der Selbsterhaltung. Es muß ja nicht immer die „Maniküre“ sein, jene Handpflege, die mit Schere und Stift, mit Fett und Lack in halbstündiger Arbeit und Politur die „schöne“ Hand hervorzaubert. Solche Handbehandlung will auch gelernt sein. Sonst kann ein nicht peinlich sauberes Instrument eine ungeschickte Maßnahme, statt Verschönerung Eiterung und Nagelbettentzündung bringen. Das gilt namentlich von unzuverlässigem Herunterschleifen und der Entfernung der Nagelhaut, durch die man die „Halbmonde“ schön hervortreten lassen will. Das gilt aber auch von der Reinigung des Unternagelraumes, der Entfernung der „Hoftrauer“, wenn man sie falsch vornimmt. Wie oft sieht man, daß ein scharfes Messer, ein spitzer Zahnstocher zu diesem Säuberungsprozeß benutzt wird. Nur stumpfe Instrumente sind zulässig, die keine Verletzung setzen, die Unternagelhaut nicht schädigen können.

Warmes Wasser, Seife und Bürste, das sind die besten Hilfsmittel zur Reinigung von Hand und Nagel; ein bißchen Vaseline bei spröden Nägeln, ein wenig Glycerin bei aufgesprungenen Händen, mehr braucht man eigentlich nicht.

Statt dessen gibt es Kinder genug — gelegentlich auch Erwachsene —, die ersetzen die nagelschneidende Schere durch die Zähne. Sie kauen an den Nägeln und beknabbern sie, bis sie tief hinunter verstümmelt sind und einen recht häßlichen, unappetitlichen Eindruck machen. Und die doch gewiß nicht sauberen Nagelreste behalten sie im Munde, wälzen sie dort hin und her, verschlucken wohl gar Teile von ihnen. — Eine wenig schöne Angewohnheit! Wie ist sie zu beseitigen? — Nur mit Energie, mit eigener Willensanstrengung. Sobald das Kind ein wenig Verstand hat, muß man es immer wieder ermahnen, immer wieder anhalten, die Unappetitlichkeit zu unterlassen. Ob man es beim Ehrgeiz packt oder bei der Eitelkeit, ob man ihm Belohnung verspricht oder Strafe androht, das wird von der Eigenart des Kindes abhängen. Nutzen wird es bestimmt; denn die Mehrzahl der Erwachsenen hat diese Jugendsünde aufgegeben, nachdem sie ihre Unappetitlichkeit erkannt hat. Und die paar rückfälligen Erwachsenen, die müssen an ihrer Selbsterziehung weiterarbeiten. Sie haben meist viel Schwereres geschafft, sollten sie an dieser kleinen Aufgabe scheitern?

Prof. Dr. Selgmann.

Blühendes Gift

Alljährlich, wenn vom strahlend blauen Himmel leuchtend und wärmend die Sonne auf uns herniederscheint, wenn Feld und Au im Blütenschmuck prangen, dann jauchzt des Menschen Herz, dann zieht's uns hinaus ins Freie, um stets von neuem zu bestaunen das herrliche Wunder der Natur.

Im Überschwang dieser Freude lassen sich leicht viele Menschen, und besonders Kinder, dazu hinreißen, allerlei Blumen zu pflücken und spielerisch ihre Stengel in den Mund zu nehmen. Sie alle ahnen nicht, daß „neben Rosen gleich die Dornen stehen“ und manche dieser schönen Blumen ein gefährliches Gift in sich birgt.

Am bekanntesten ist die Giftigkeit des Goldregens, durch den, besonders bei Kindern, schwere Vergiftungserscheinungen ausgelöst werden können. Sehr häufig wird die Tollkirsche, die der schwarzen Kirsche ähnlich sieht, von Kindern ahnungslos verzehrt und damit eine schwere Vergiftung, bisweilen sogar eine tödliche, heraufbeschworen. Besonders gefährlich sind ferner die verschiedenen Schierlingsarten, von denen der Wiesenschierling als Todesgift des alten griechischen Philosophen Sokrates bekannt ist. Beim Schierling sind besonders die Fruchtkapseln die eigentlichen Träger des Giftes. Die blauen Blüten und die Blätter des Eisenhutes rufen Vergiftungserscheinungen in Gestalt von Krämpfen, Koliken und Fieber hervor. Ein Herzgift, das in der Medizin vielfach verwendet wird, ist im roten Fingerhut, der Digitalis, und in den meist als harmlos angesehenen Mäglöckchen enthalten. Schließlich seien noch Bilsenkraut, Stechapfel und Herbstzeitlose genannt, durch deren Genuß schwerer Schaden für unsere Gesundheit entstehen kann.

Die Eltern können nicht dringend genug ermahnt werden, ihre Kinder vor dem Inden-Mund-Nehmen von Pflanzen überhaupt zu warnen und beim Auftreten irgendwelcher Vergiftungserscheinungen für sofortige ärztliche Hilfe zu sorgen.

Bisweilen genügt aber zum Hervorrufen von Krankheitserscheinungen schon die bloße Berührung gewisser Pflanzen. Am bekanntesten sind die auf diesem Wege durch Primeln hervorgerufenen Hauterkrankungen. Es handelt sich dabei aber nicht um unsere einheimischen gelben Primeln, sondern um die meist in Töpfen gezogene ausländische farbige Primelart.

Weiterhin sei darauf aufmerksam gemacht, daß auch starker Blumenduft, z. B. bei Flieder und Jasmin, Krankheitserscheinungen, wie Kopfschmerzen und Benommenheit, hervorzurufen vermag. Solche Blumen oder Pflanzen gehören auf keinen Fall ins Schlafzimmer.

Am meisten zu bedauern sind schließlich noch jene Menschen, die als „Zaungäste des Frühlings“ draußen stehenbleiben müssen, weil bei ihnen durch Einatmen von Blütenstaub bestimmter Gräser- und Getreidearten das „Heuschneupfen“ oder „Heufieber“ bekannte Krankheitsbild in Erscheinung tritt. Dagegen hilft nur entweder Aufenthalt an der See oder in einer Gegend, in der es keinen Blütenstaub gibt, oder die Kunst des Arztes. Seit Jahrzehnten hat sich die medizinische Wissenschaft darum bemüht, diesen armen Menschen, denen ihr Leiden die Freude an der schönsten Zeit des Jahres vergällt, zu helfen. Mit Erfolg werden heute Kuren mit Einimpfung bestimmter Pollenextrakte gemacht, mit Erfolg auch besondere Medikamente verabreicht, aber für diesen Erfolg ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß der Kranke schon mehrere Wochen vor Beginn der Blütezeit, also im März oder April, in sachgemäße ärztliche Behandlung tritt. Immerhin vermag heutzutage ärztliche Kunst aber auch bei einer schon ausgebrochenen Erkrankung das oft recht qualvolle Leiden wesentlich zu mildern.

Dr. Curt Kuyper.



Unterhaltung und Wissen



Unterhaltung
der
Suchende
13. Fortsetzung.
Copyright by Malik-Verlag AG, Berlin.

Zehntes Kapitel.

Am folgenden Morgen fand sich Samuel in „Fairview“ ein, wurde zum Obergärtner geschickt und als Gehilfe angestellt. „Lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen geht“, sagte der junge Lockman. „Und auch, wenn ich irgend etwas für Sie tun kann.“

„Danke, Herr Lockman“, entgegnete Samuel voll Dankbarkeit; er wußte jedoch nicht, daß diese vor dem Gärtner gesprochenen Worte ihn zu einem privilegierten Menschen stempelten — zu einem Gegenstand der Verehrung und des Neides für die anderen Angestellten.

„Fairview“ war eine kleine Welt für sich. Die Stallleute und landwirtschaftlichen Arbeiter nicht gerechnet, dienten nicht weniger als dreißig Menschen Bertie Lockmans persönlichen Bedürfnissen. Sie besaßen ihre eigenen Keller, ihren eigenen Rang, eine strenge Etikette, an der sie eigensinnig festhielten. Die Stütze der Haushälterin blühte voller Verachtung auf ein Klüßchenmädchen herab, und es gab vier verschiedene Leutespeisezimmer, da die verschiedenen Klassen sich weigerten, miteinander am gleichen Tisch zu essen. All dies erschien einem Fremden zuerst völlig unbegreiflich, doch erkannte er dann allmählich, wie sich dieses System entwickelt habe. Es war wie an einem Königshof; die bevorzugten Wesen, die die Herrscher bedienten, wurden je nach der Bedeutsamkeit dieses Dienstes geschätzt und nach der Häufigkeit ihres Zusammentritts mit den Königen. Viele der Angestellten waren Ausländer, und Samuel sah mit Kummer, daß den meisten der Sinn für die Erhabenheit ihres Berufes völlig mangelte. Sie aßen und tranken viel, klatschten, waren eifersüchtig und verleumderisch. Doch erkannte Samuel dies erst nach einer gewissen Zeit, denn eines verband ihn mit den anderen: das Bewußtsein, wie groß und erhaben die Lockmans seien. Die Angestellten konnten stundenlang über die Familie reden, deren Reichtum und Macht, deren Gewohnheiten und Vorlieben sowie die Gewohnheiten und Vorlieben der Freunde des Hauses. Der erste Mensch, mit dem sich Samuel anfreundete, war Katie Reilly, eine muntere kleine Irländerin, die als Näherin im Hause diente. Katie eroberte Samuel durch ein Lächeln, nahm ihn dem ersten Stubenmädchen zum Trotz auf einem Spaziergang mit. Samuel lauschte begierig den Erzählungen des Mädchens. Herr Albert, so wurde er allgemein genannt, besitze ein Jahresinkommen von siebenhunderttausend Dollar. Was er mit dem vielen Gelde anfange, wisse niemand; seit dem Tode des Vaters lebe er ganz allein. Früher habe Fräulein Aurelia, die Schwester des alten Lockman, eine wichtige, unangenehme Dame, dem Haushalt vorgestanden; doch war auch sie vor zwei Jahren gestorben. Der alte Lockman hatte für sein Gestüt ein reges Interesse besessen, für das gut jedoch keines; Herr Albert hingegen kümmerte sich auch nicht um das Gestüt, verbrachte die meiste Zeit in Neuyork. Deshalb gehe auch alles drunter und drüber, und er werde furchtbar bestohlen. Dennoch weigere er sich, den Ratschlägen aller Verwandten zum Trotz, jemand ins Haus zu nehmen, der die Wirtschaft führe.

Herr Albert war noch minderjährig; sein Vermögen wurde von Herrn Hickman, dem Rechtsanwalt der Familie, und seinem Onkel, Herrn Wygant, verwaltet. Letzterer war Fabrikant und Kapitalist — aber auch sagte Katie, ein großer Oelbar. Samuel hatte ihn im Automobil fahren gesehen, einen hochgewachsenen, stolzblickenden Mann mit eisengrauem Schnurrbart. Er lebte in dem großen Haus auf der Anhöhe,

und Fräulein Gladys war seine einzige Tochter. Sie war die Lieblingsnichte des alten Lockman gewesen, der ihr ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Die Verwandten wollten sie mit Herrn Albert verheiraten, aber Fräulein Gladys wurde zornig, sobald darauf die Rede kam. Die beiden jungen Leute erklärten, daß sie einander nicht liebten, und Katie glaubte, daß dies der Wahrheit entspreche. Fräulein Gladys war in einem vornehmen Pensionat erzogen worden. Nun beabsichtigte sie, Freunde in New Port zu besuchen, aber ihr Vater wollte sie bei sich behalten, und deshalb war sie unzufrieden. Sie sei so schön, daß alle Menschen sie vergötterten. „Wenn sie aber zornig wird“ — und Katie schüttelte vielsagend den Kopf.

Die kleine Irländerin war für Samuel ein guter Fund, denn ihr Bruder war der „Schatz“ von Fräulein Gladys' Kammerjungfer, und sie wußte daher alles über Samuels Götting. Er hörte auch von Fräulein Gladys' wunderschönen Kleidern, ihrem herrlichen Reitpferd, ihrem Geschick beim Tennis, ihrer Vorliebe für Schokoladenbonbons. Im vorigen Sommer war Fräulein Gladys in Paris gewesen. Die Familie besaß eine Sommervilla in den Adirondacks, fuhr jeden August im Auto dorthin, raste in einem Motorboot über den See. Katie hätte gerne auch über Samuel und sich selbst gesprochen, der Bursche aber fragte immer wieder nach Fräulein Wygant.

Er trug ihre beiden Bilder in der Westentasche. Während er im Garten arbeitete, lauschte er unentwegt nach den Hufschlägen ihres Pferdes oder dem Rattern ihres Autos. Und dann, an einem glückseligen Morgen, als er, die Arme voller Rosen, die für die Haushälterin bestimmt waren, die Halle betrat, stand er Fräulein Gladys gegenüber. Sein Herz pochte so heftig, daß es ihn schmerzte. Statt weiterzugehen, wie es sich geschick hätte, blieb er stehen, ließ fast alle Rosen fallen. Fräulein Gladys' Gesicht erhellte sich.

„Da ist ja Samuel!“ rief sie erfreut.
„Ja, Fräulein Gladys.“
„Nun, wie gefällt Ihnen Ihre Stellung?“



„Sehr gut, Fräulein Gladys“, dann, fühlend, er habe zuwenig gesagt, fügte er hinzu: „Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich bin!“

„Das freut mich. Ich bin überzeugt, daß Sie ein guter Arbeiter sind.“

„Ich tue mein Möglichstes, Fräulein.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann fragte sie: „Sie haben wohl sehr viel zu lernen?“

„Ja, aber es handelt sich doch um Blumen, und Blumen habe ich immer besonders gern gehabt.“

Abermals schwiegen beide; plötzlich schleuderte ihm Fräulein Wygant eine Frage ins Gesicht: „Samuel, weshalb schauen Sie mich so an?“

„Weshalb? Weshalb?“ stammelte er.
„Fräulein Gladys ... ich ...“

Der arme Samuel war halb verrückt vor Bestürzung. „Ich ... ich ... wirklich ... ich wollte es nicht ... würde nicht um die Welt ...“

Er stockte völlig verwirrt. Fräulein Wygant ließ den unbarmherzig forschenden Blick nicht von ihm. „Bin ich denn so schön?“ fragte sie.

Samuel hob fast erschrocken die Augen, starrte sie wie gebannt an, flüsterte schließlich: „Ja.“

„Sagen Sie mir mehr darüber“, sprach sie, und ihr Blick erschütterte Samuel bis in die Tiefen der Seele. „Sagen Sie noch etwas“, wiederholte sie.

Erde erwacht!

Die Winde haben beigedreht,
Verehrt ist rauher Wintersturm,
Von Süden her wohnt lauer Föhn
Auch in der Nacht.
Kraftvoll Aramen verdampfen braune Äcker,
Reihwild rupft saftige Gräser, gemähtlich,
Und manchmal steifen sich die Lauscher,
Wenn Männerhül in Ausschweifung tritt.
Viel Gold erglänzt im Mittaglicht,
Nicht jenes schädel von Metall,
Die ersten zarten Frühlingsblüten meine ich,
Und tausend Herzogen werden leicht.
Zu bequem Wandern läßt blauer Firm,
Vorans nicht, Freund, dein Auge
Aus kalten Mauern, hast du gewußt:
Wie schön es ist, zu schauen?
Erde erwacht!
Bekränze Mensch, dein Haupt,
Aus unerforsch'ten Tiefen steigt das Leben,
Abermal: gestaltend! Alexander Merly

„Sie ... Sie sind schöner als irgendein Mensch, den ich je sah“, keuchte er.
„Sie verstehen sich nicht auf Frauen, Samuel.“

„Nein, ich bin nur ein Bauernjunge.“
Sie wartete, daß er weiterspreche. „Die Mädchen bei uns ...“ flüsterte er, „... sind hübsch ... aber Sie ... Sie ...“ Und dann kamen ihm lählings die Worte: „Sie sind wie eine Prinzessin!“ rief er.

„Ah, wenn Sie erst einmal die Sprache finden“, lächelte sie und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Sie wissen ja gar nicht, wie anders Sie sind, Samuel.“

„Anders?“ wiederholte er.
„Ja, Sie sind so frisch, so jung. Sie würden für mich alles tun, nicht wahr?“

„Ja.“
„Würden auch melnetwegen Ihr Leben aufs Spiel setzen, wie Sie es für Bertie taten?“

Samuels Antwort ließ darüber keine Zweifel bestehen.

„Ich wollte, es ergäbe sich dazu eine Gelegenheit“, lachte Gladys. „Aber in dieser Alltagstretmühle geschieht ja nichts.“

Der Bursche senkte stumm die Augen, zitterte am ganzen Körper.

„Was wollen Sie mit den Rosen anfangen?“

„Der Haushälterin bringen.“

„Geben Sie mir eine.“

Sie entnahm dem Strauß eine Rose, und Samuel beobachtete sie, während sie die Blume an ihrem Kleid befestigte. „Sie dürfen mir bisweilen Rosen bringen“, sagte sie mit ihrem wunderschönen Lächeln. „Ver-gessen Sie es nicht.“ Und da er sich zum Gehen anschickte, berührte sie seine Hand.

Als Samuel die Berührung ihrer warmen, lebendigen Finger verspürte, erschauerte er, und Schwindel kam ihm an. Etwas Blindes, Elementares ward Herr über ihn, etwas, das er gar nicht kannte. Sie durchschritt die Halle, ließ ihn zurück. Er mußte sich gegen einen Tisch lehnen. Den ganzen Tag verharrte er wie betäubt; manchmal überkam ihn ein wildes Glücksgefühl: sie interessiert sich für ihn! Hat ihn angelächelt! Seine Hand berührt!

Am Abend begab er sich zu den Stedman, um Sophie sein Erlebnis zu berichten. Die beiden plauderten stundenlang darüber. Er erzählte alles immer wieder von neuem. Und Sophie lauschte mit glänzenden Augen und verschlungenen Händen.

„O Samuel“, flüsterte sie entzückt, „ich wußte es ja, wußte, daß Fräulein Gladys Sie verstehen wird. Sie ist so schön — ich wußte, daß sie lieb und gut sein muß.“

(Fortsetzung folgt.)

Elektrizität aus der Luft

In der Berliner Technischen Hochschule entwickelte kürzlich der Ingenieur Honnef einen Plan, dessen Gelingen eine völlige Umwälzung unserer Energiegewinnung bedeuten würde. Honnef ist durch seine Turmbauten in München, Stuttgart, Leipzig und durch den Bau des Berliner Funkturmes bekanntgeworden. Sein neuer Plan geht nun dahin, das alte Ideal der Ingenieure zu verwirklichen, die großen Höhen der Luftschichten für die Energiegewinnung zu verwenden.

In Höhen von mehr als 100 Meter ist das sogenannte „Wirbelfeld der Winde“, das in den unteren Luftschichten herrscht, zu Ende. In Höhe von mehr als 100 Meter ist ein gleichmäßiges, für Kraftgewinnung günstiges, den Technikern lange bekanntes „Höhenzonen-Windkraftfeld“, das neun verschiedene Hauptwindgebiete in ganz Deutschland umfaßt. Honnef hat diese atmosphärischen Erscheinungen erst genau wissenschaftlich erforscht, bevor er daran ging, sein großes Energieproblem der Lösung entgegenzuführen. Durch Verbindung der einzelnen Hauptwindgebiete vermittels Leitungen will er ein gewaltiges Höhenzonen-Windkraftwerk errichten, das Elektrizität erzeugen und diese in Form von Hochspannungsgleichstrom weiterleiten soll.

Das Kraftwerk muss nicht nur in großen Höhen seine Tätigkeit entfalten, sondern muss auch in allen seinen Teilen Riesenmaße aufweisen, um die notwendige Ausnutzung der „Höhenzonen-Windkraftfelder“ zu ermöglichen. Ein gigantisches Projekt sieht bereits ein „Höhenzonen-Windkraftwerk“ in einer Höhe von 430 Meter vor, die sich zur Ausbeute der Energien als besonders „günstig“ erwiesen hat. Auf einem Gelände von ungefähr 10 000 Quadratmeter soll sich der gewaltige Turm aus Oltterwerk erheben, der in seiner Spitze drei Doppelfräder mit je zwei gegeneinanderlaufenden Hälften aufweisen wird. Der Durchmesser jedes Flügelrades soll 160 Meter betragen. Von der Größe dieser Räder kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß der Kölner Dom, eins der größten und höchsten Gebäude Deutschlands, die gleiche Höhe aufweist. Das Kraftwerk ist in diesen Höhen besonders durch Stürme gefährdet. Aber auch gegen diese elementaren Gewalten hat Honnef Sicherungen vorgesehen. Die gigantischen Räder werden nämlich auf einen schwingenden Tragrahm gesetzt. Dieser Schwingrahmen wird in großen Walzlager auf einer Drehbahnkonstruktion ruhen, die sich automatisch auf die Windrichtung einstellt und dadurch die Angriffsfläche vermindert. Auf diese Weise wird eine Sicherung des Kraftwerkes in größtem Ausmaß durchgeführt. Die Räder können mit einer Geschwindigkeit von 100 Meter pro Sekunde, also mit 3/4-facher D-Zug-Geschwindigkeit, rotieren. Die gesamte Spannweite wird nicht weniger als 400 Meter betragen. Die Stromerzeugung wird nicht in der bisherigen Art mit ihrer komplizierten Kraftübertragung durch Getriebe und Zahnräder, sondern im Rad selbst mit neuartigen, dort eingebauten Windturbinen erfolgen, deren Kühlung durch die durchstreichende Luft erfolgt. Durch eine Verbindung der Windkraftwerke mit Wasserkraftwerken wird dieser kühne Plan einer technischen Phantasie gekrönt werden.

Auf Anregung eines Vertreters des Reichsverkehrsministeriums soll vorerst in der Nähe von Berlin ein Versuchskraftwerk errichtet werden, um festzustellen, wie groß die Leistungsfähigkeit eines derartigen Windmotors ungefähr ist. Der gigantische Plan bleibt also nicht auf dem Papier, sondern wird bereits in nächster Zukunft probeweise in die Praxis umgesetzt werden. Durch die Ausnutzung der Windkräfte in diesen Höhen hat man eine dauernde und unbeschränkte Kraftquelle zur Verfügung, die kostenlos arbeitet. Vielleicht beginnt hier eine völlige Revolutionierung unserer Energieversorgung.

Bücher und Zeitschriften

Alle hier angezeigten Bücher können durch die Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes...

Handbuch der Rationalisierung. Herausgeber Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit...

gesagt werden: Das Handbuch der Rationalisierung behandelt den Aufbau, die Durchführung, die Ziele...

Sowjetdeutschland? Von Dr. Peter Garwy. Herausgeber: Sozialdemokratische Partei Deutschlands...

Jämmer laßt mich an", so möchte man beim Lesen dieses Buches ausrufen. An Hand von trockenen Aktennotizen werden Menschenschicksale geschildert...

Was jeder Arbeitnehmer von der Gesundheits- und Sozialgesetzgebung wissen sollte. Von Dr. Dr. Lustig...

Die Frau im Leben der Naturvölker. Von Bruno Baegc. Urania-Freidenker-Verlag G. m. b. H., Jena...

Deutscher Bauvereinskaler 1932. Herausgegeben vom Hauptverband deutscher Baugenossenschaften...

Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde Herausgeber Theodor Lehnart...

Sozialistische Bildung. Monatschrift mit den wichtigsten Beilagen „Bücherwarte“ und „Sozialistische Erziehung“...

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Kayser. Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes...

Der letzte Rest vom Almanach 1932

Taschenkalender für Mitglieder des Verbandes muß noch verkauft werden. Kollegen, wendet euch sofort an die Ortsverwaltung...

Hobelbänke 25 bis 40M.

gebraucht und gut erhalten. Schraubzwingen, Knechte, Werkzeuge usw. neu und gebraucht, billig und gut...

Leimölen, Furnierböcke fabriziert als Spezialität. Preis: gratis Paul Ott, S. Oskarstr., Hermannstr. 13

Tuche Herren- ab Damen- stoffe Fabrik

Lehmann & Assmann, Altestes Tuchverwandhaus mit eigener Fabrikation, Spremberg (Lausitz) 2.

Wir empfehlen: Teubners Tabellenbuch, Heft H: Holzgewerbe v. J. Flocken, Gewerbeoberlehrer

Aus dem Inhalt: Maße und Einheiten, Rechnen, Arithmetik, Geometrie, Rechen-tafeln, Rundholz, Schnittholz...

1,40 Mk. Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes GmbH., Berlin SO 16 Am Köllnischen Park 2

Preisliste für Bleistifte u. Maßstäbe

Table with 2 columns: Product Name and Price. Includes items like Bleistifte Nr. 111, 284, 498, etc.

Table with 2 columns: Product Name and Price. Includes items like Maßstäbe Nr. 907 A, 907 B, etc.

Die oben angeführten Preise gelten nur beim Bezug durch die Verwaltungsstelle, sonst erfolgt die Lieferung nur gegen Voreinsendung des Betrages...

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes GmbH, Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2 / Fernsprech-Anschluß: F 7 Jannowitz 6248

Tischler-Fachschule Köthen Ausbildung zu Meistern, Technikern usw. — Prospekt gegen Rückporto.

FORDERN SIE den neuen Lehrplan der Tischlerfachschule Blankenburg (Harz) an.

Original-süddeutsche Hobelbänke 68 Mk. In Quantität, 200 cm hintere Blattlänge...

Sprechmaschinen-Lautwerke

zum Selbsteinbau. In Doppelschneckenfederwerk nur 11,50 Mark Tonarme, Trichter, Schallröhren und Teller in großer Auswahl...

Großer Preisabau! Billige böhmische Bettfedern! 1 Pfund graue, gute geschlossene Bettfedern 60 Pl., bess. Qual. 50 Pl., halbweiße laumige 1 M., 120 M., weiße, flaumige geschlossene 150, 190, 250 M.

Wer Taschen- und Armbanduhr ganz billig kaufen will, verlangt Preisliste gratis von Uhren-Klöse, Berlin SW 29/15, Zossener Strasse 8

Hobelbänke 60 RM.

2 m lang, Stahlspindel, kompl., la. Qual. Blatt la gedieg. Rotruche. Garantie. Werkzeuge

Original-süddeutsche Hobelbänke 65 Mark.

2 m hintere Blattlänge, Stahlspindel, Werkzeug-Neuheiten! Preisliste gratis und franco.

Knaurs Gesundheits-Lexikon

Unentbehrlich für jeden Hausarzt Erläuterungen aller Krankheiten und Heilmethoden...

2,85 Mk. Verlagsanstalt d. Deutschen Holzarbeiter-V. Verbandes, Berlin SO 16

Gummiwaren „Medicus“ Hygienisch, Artikel Preisliste 0 gratis Berlin SW 68, Alte Jakobstraße

Billige Bettfedern aus reine, gutfüll. Sorten. — Ein Kilo graue geschlossene Bettfedern 50 Mk. u. 7,50 Mk., beste Sorte 40 Mk. u. 6,50 Mk.

BILLIGE BÜCHER

aus unserem Antiquariat und aus Restbeständen

- R 1 Anzenhubers Werke in 4 Bänden. 7.— R 2 Baluschek, Großstadtdiagenen. 0,70 R 3 M. Barth: Der Mensch am Kreuz. Roman nach dem Tagebuch eines kath. Pfarrers 2,40

- R 14 Francé Harrar, Tier und Liebe. Geschichten von Unterdrückten und Verkannten. 2,40 R 15 Maria Frank, Unus Multorum. 0,70 R 16 Furtwangler, Arbeit und Volksklassen im Wandel der Geschichte. 0,75

- R 33 Preczang, Freie Gedanken, Sprüche der Freiheit, Weisheit und Gerechtigkeit von Dichtern und Denkern aller Zungen. 2.— R 34 Reclam, Praktisches Wissen. 800 Seiten Text, 947 einfarbige und bunte Textbilder, 16 Seiten Atlas, 16 farbige Tafeln, 8 Kupfertafel und 2 Doppeltonbilder. 12.—

Bei Bestellungen genügt die Angabe der Nummer

Verlagsanstalt des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, GmbH. / Berlin SO 16, Am Köllnischen Park 2